

Der Franzfelder



KALENDER 1987

Der Franzfelder Kalender 1987

Herausgeber
Franzfelder Kulturelle Interessengemeinschaft e.V.
Reutlingen

Abendlicht

Der Mond hat seine Bahn begonnen
und über uns gießt er sein Licht.
Auch Sternlein werden bald noch kommen.
Sie kommen, sie vergessens nicht.

Sie halten ihres Schöpfers Wort.
Sie schauen mich, uns Menschen an.
Sie bleiben nicht. Von Ort zu Ort
gehen sie auf ihrer luftgen Bahn.

Mit euch, ach, möcht ich auch fortziehen,
ohn' Rast, wie ihr von Ort zu Ort.
Ich möchte wandern, möchte fliehen.
Ich möcht ins Grab und doch auch fort.

Franz Feld

Copyright © 1986 Eigenverlag der Franzfelder Kulturellen Interessengemeinschaft e.V.
Geschäftsstelle: Mainstraße 18, 7410 Reutlingen 25
Redaktion und Gestaltung: Friedrich Kühbauch und Wolfgang Gleich, Reutlingen
Zeichnungen (Monatsbilder): Gerhard Hinkel, Weil der Stadt
Herstellung: Druckerei Harwalik KG, Reutlingen

Titelbild: Hochzeitszug, Ausschnitt aus einem Wandgemälde von Franz Hochschartner im
Gemeindehaus (Rathaus) von Franzfeld. *(Die Nachbildung dieses Wandgemäldes befindet sich im Privatbesitz von Friedrich Scheuermann, Reutlingen-Rommelsbach).*

Vorwort

Liebe Franzfelder Landsleute, liebe Freunde Franzfelds!

Jetzt liegt bereits der vierte Franzfelder Kalender vor Ihnen und wir hoffen, daß er Ihnen zum bevorstehenden Weihnachtsfest erneut Freude macht und ein weiteres wichtiges Bindeglied zwischen den Franzfeldern, insbesondere auch für die in aller Welt verstreuten Landsleute, werden wird.

Das Jahr 1986 war für die Franzfelder Kulturelle Interessengemeinschaft wieder arbeitsreich. Hier einige wesentliche Punkte unserer Arbeit:

Am 14. 12. 1985 wurde der Bildband Franzfeld von Andreas Rödler durch uns im Heimatmuseum in Reutlingen in einer großen Feierstunde der Öffentlichkeit vorgestellt.

Unsere neue Zeitung »Der Franzfelder« kam mit Nummer 2 und Nummer 3 zweimal heraus, und hat mit über 1000 Exemplaren wieder die Landsleute in aller Welt als weiteres Bindeglied erreicht. Für die vorzügliche Organisation und Durchführung des Versandes danken wir Lm. Johann Schindler herzlich.

Am 17. 5. 1986 fand unsere Hauptversammlung in der Festhalle in Reutlingen-Sondelfingen als Auftakt zum Franzfelder Pfingsttreffen statt. Dabei wurden umfangreiche und sehr positive Berichte über die geleistete Arbeit erstattet, mit einer Ausnahme: unsere, aber auch die Bemühungen anderer Landsleute, die unselige Spaltung der Franzfelder in Reutlingen und Umgebung zu überwinden, sind erneut erfolglos geblieben. Dennoch werden wir diese Bemühungen fortsetzen.

Das daran anschließende Franzfelder Pfingsttreffen mit einer erstmals gezeigten Ausstellung von Franzfelder Hobbykünstlern, war ein überwältigender Erfolg, für den wir allen Beteiligten nochmals herzlichen Dank sagen. Näheres bringt der Bericht im Inneren des Kalenders.

Schließlich hat einen wesentlichen Teil unserer Tätigkeit – wie jedes Jahr – die Arbeit an diesem Kalender ausgemacht. Als neuen Mitarbeiter für die Redaktion des Kalenders haben wir unseren jungen Landsmann Wolfgang Gleich gewonnen, der zusammen mit unserem seitherigen Redakteur Friedrich Kühbauch diesen Kalender zusammengestellt hat. Beiden sei für ihre hervorragende Arbeit unser herzlicher Dank gesagt. Unser Dank gilt aber auch allen Mitarbeitern, Verfassern von Beiträgen, sowie allen, die in sonstiger Form zum Gelingen des Kalenders beigetragen haben.

Wir liefern den Kalender wie im Vorjahr ohne ausdrückliche Bestellung und weisen darauf hin, daß niemand zur Abnahme verpflichtet ist. Wer den Kalender nicht behalten und bezahlen will, möge ihn im gleichen Umschlag mit dem Vermerk »Zurück an Absender« unfrankiert in den nächsten Briefkasten werfen.

Möge das von diesem Kalender eingeläutete Jahr 1987 allen Landsleuten und Freunden zu einem gesegneten Jahr werden, für das wir allen Gesundheit, Glück und Wohlergehen wünschen.

*Ihre Franzfelder Kulturelle Interessengemeinschaft
Dr. Michael Lieb, Vorsitzender*



Januar Hartung

	Evangelisch	Katholisch	Mondlauf
Donnerstag	1 Neujahr	Neujahr	♌
Freitag	2 Basilius 379	Gregor von Nazianz	♍
Samstag	3 Gordius um 306	Irmina	♎
Sonntag	4 2. S. n. d. Christfest	2. S. n. Weihnachten	♏
Montag	5 Feofan 1894	Ämiliana	♐
Dienstag	6 Erscheinung des Herrn	Erscheinung des Herrn	♑
Mittwoch	7 Märtyrer d. hl. Bücher 303/304	Valentin	♒
Donnerstag	8 Severin 482	Severin	♓
Freitag	9 Johann Laski 1560	Adrian	♈
Samstag	10 Karpus und Papyrus um 165	Walarich	♉
Sonntag	11 1. S. n. Epiphania	Taufe des Herrn	♊
Montag	12 Remigius v. Reims 533	Ernst	♋
Dienstag	13 Hilarius von Poitiers um 367	Hilarius	♌
Mittwoch	14 George Fox 1691	Felix von Nola	♍
Donnerstag	15 Traugott Hahn 1919	Romedius	♎
Freitag	16 Georg Spalatin 1545	Marcellus I.	♏
Samstag	17 Antonius 356	Antonius v. Ägypten	♐
Sonntag	18 2. S. n. Epiphania	2. S. i. Jahreskreis	♑
Montag	19 Joh. Miachel Hahn 1819	Agritius	♒
Dienstag	20 Sebastian 288	Fabian und Sebastian	♓
Mittwoch	21 Matthias Claudius 1815	Meinrad	♈
Donnerstag	22 Vincentius 304	Vinzenz	♉
Freitag	23 Menno Simons 1561	Heinrich Seuse	♊
Samstag	24 Erich Sack 1943	Franz von Sales	♋
Sonntag	25 3. S. n. Epiphania	3. S. i. Jahreskreis	♌
Montag	26 Timotheus u. Titus um 97	Timotheus u. Titus	♍
Dienstag	27 Paavo Ruotsalainen 1852	Angela Merici	♎
Mittwoch	28 Karl der Große 814	Thomas von Aquin	♏
Donnerstag	29 Theophil Wurm 1953	Valerius	♐
Freitag	30 Xaver Marnitz 1919	Adelgundis	♑
Samstag	31 Charles Spurgeon 1892	Johannes Bosco	♒



Gesellen und Lehrlinge der Maschinenschlosserei und Eisengießerei Adam Morgenstern (1934).

Notizen / Termine / Aufschriebe

Gedenktage

3. Januar 1945: Zweiter Franzfelder Menschentransport wird für die Zwangsarbeit in Rußland zusammengetrieben. – 4. Januar 1889: Johannes Scherer, evang. Bischof in der Slowakei, in Franzfeld geboren. – 5. Januar 1923: Adam Müller-Guttenbrunn in Weidling bei Wien gestorben. – 14. Januar 1858: Felix Milleker, Heimatforscher, als Sohn eines Nagelschmiedes in Werschetz geboren. – 15. Januar 1867: Der Bezirk des Deutschbanater Grenzregiments entsendet einen deutschen Volksmann (Franz Friedrich) in den Wiener Reichsrat. – 21. Januar 1836: Das Banater evangelische Seniorat wird errichtet. – 26. Januar 1699: Friedensschluß von Karlowitz. – 28. Januar 1790: Der sterbenskranke Kaiser Joseph II. widerruft auf Verlangen des Adels die meisten seiner Reformen in Ungarn, doch die Aufhebung der Leibeigenschaft widerruft er nicht.



Februar Hornung

	Evangelisch	Katholisch	Mondlauf
Sonntag	1 4. S. n. Epiphantias	4. S. i. Jahreskreis	☾
Montag	2 Lichtmeß	Lichtmeß	☾
Dienstag	3 Ansgar 865	Blasius	☾
Mittwoch	4 Hrabanus Maurus 856	Rabanus Maurus	☾
Donnerstag	5 Philipp Jakob Spener 1705	Agatha	☾
Freitag	6 Amandus 679	Paul Miki	☾
Samstag	7 Adolf Stoecker 1909	Richard	☾
Sonntag	8 Letzter S.n. Epiphantias	5. S. i. Jahreskreis	☾
Montag	9 John Hooper 1555	Apollonia	☾
Dienstag	10 Friedr. Christ. Oetinger 1782	Scholastika	☾
Mittwoch	11 Hugo v. St. Victor 1141	Mariengedenktag i. Lourdes	☾
Donnerstag	12 Valentin Ernst Löschner 1749	Benedikt von Aniane	☾
Freitag	13 Chr. Friedr. Schwartz 1798	Wiho	☾
Samstag	14 Cyrillus u. Methodius 869/885	Cyrrill u. Methodius	☾
Sonntag	15 Septuagesimä	6. S. i. Jahreskreis	☾
Montag	16 Wilhelm Schmidt 1924	Juliana	☾
Dienstag	17 Johann Heermann 1647	7 Grd. d. Servitenordens	☾
Mittwoch	18 Martin Luther 1546	Bernadette	☾
Donnerstag	19 Peter Brullius 1545	Julian	☾
Freitag	20 Friedrich Weißler 1937	Eleutherius	☾
Samstag	21 Lars Levi Laestadius 1861	Petrus Damiani	☾
Sonntag	22 Sexagesimä	7. S. i. Jahreskreis	☾
Montag	23 Polycarpus 155	Polykarp	☾
Dienstag	24 Apostel Matthias	Matthias, Apostel	☾
Mittwoch	25 Walburga 779	Walburga	☾
Donnerstag	26 M. v. Magdeburg um 1285	Alexander	☾
Freitag	27 Patrick Hamilton 1528	Leander	☾
Samstag	28 Martin Butzer 1551	Roman u. Lupicin	☾



Brautpaar Jakob Schütz und Christine Merkle mit den Ladmädchen Magdalene Supper und Resi Ulmer sowie den Hochzeitsgästen (1939).

Notizen / Termine / Aufschriebe

Gedenktage

2. Februar 1792: Weißkirchen wird freie Militärkommunität. – 3. Februar 1757: Dr. Paul Kitaibal in Mattersdorf (Komitat Ödenburg) geboren. Berühmt geworden als Erforscher der Banater Pflanzenwelt. – 5. Februar 1794: Pantschowa wird freie Militärkommunität. – 7. Februar 1924: Ludwig Graff de Pancsova, Naturwissenschaftler, in Graz gestorben. – 10. Februar 1794: Erste Dampfmühle im Banat wird in Werschetz in Betrieb genommen. – 16. Februar 1970: Jakob Metzger, Mitverfasser des zweiten Franzfelder Heimatbuches, in Wien gestorben. – 19. Februar 1958: Prof. Dr. Josef Müller, Sprachwissenschaftler, in Pinkafeld/Österreich gestorben. – 23. Februar 1763: Kaiserin Maria Theresia leitet mit einem Kolonisierungspatent die zweite (größte) Besiedlung des Banats von 1763 bis 1770 ein.



März Lenzing

	Evangelisch	Katholisch	Mondlauf
Sonntag	1 Estomihi (Quinquagesimä)	8. S. i. Jahreskreis	☾
Montag	2 John Wesley 1791	Simplicius	☾
Dienstag	3 J. Friedr. d. Großm. 1554	Titian	☾
Mittwoch	4 Elsa Brandström 1948	Aschermittwoch	☾
Donnerstag	5 H. Friedr. Kohlbrügge 1875	Johannes Josef	☾
Freitag	6 Chrodegang v. Metz 766	Fridolin	☾
Samstag	7 Perpetua u. Felicitas 202/203	Perpetua u. Felicitas	☾
Sonntag	8 1. S. i. d. F.: Invokavit	1. Fastensonntag	☾
Montag	9 Pusei 344	Bruno von Querfurt	☾
Dienstag	10 Vierzig Ritter v. Seb. 320	Vierzig Mart. v. Seb.	☾
Mittwoch	11 Pionius 250	Eugolius; Quatemberwoche	☾
Donnerstag	12 Gregor d. Große 604	Engelhard	☾
Freitag	13 Georg v. Ghese 1559	Paulina	☾
Samstag	14 Mathilde 968	Mathilde	☾
Sonntag	15 2. S. i. d. F.: Reminiszere	2. Fastensonntag	☾
Montag	16 Heribert v. Köln 1021	Heribert	☾
Dienstag	17 Patrick v. Irland 461	Gertrud v. Nivelles	☾
Mittwoch	18 Cyrillus v. Jerusalem 386	Cyrril v. Jerusalem	☾
Donnerstag	19 Michael Weiße 1534	Josef	☾
Freitag	20 Albrecht v. Preußen 1568	Wolfram	☾
Samstag	21 Benedikt v. Nursia 547	Serapion	☾
Sonntag	22 3. S. i. F.: Okuli	3. Fastensonntag	☾
Montag	23 Wolfgang zu Anhalt 1566	Turibio	☾
Dienstag	24 Veit Dietrich 1549	Bernulph	☾
Mittwoch	25 Verkündigung Mariä	Verkündigung des Herrn	☾
Donnerstag	26 Liudger 809	Liudger	☾
Freitag	27 Meister Eckhart 1327	Frowin	☾
Samstag	28 Rupert 718	Tutilo	☾
Sonntag	29 4. S. i. d. F.: Lätare	4. Fastensonntag	☾
Montag	30 Joh. Evang. Goßner 1858	Quirin	☾
Dienstag	31 Akazius v. Melitene um 260	Kornelia	☾



April Ostermond

	Evangelisch	Katholisch	Mondlauf
Mittwoch	1 Amalie Sieveking 1859	Hugo	☾
Donnerstag	2 Friedr. v. Bodelschw. 1910	Franz v. Paula	☾
Freitag	3 Gerhard Tersteegen 1769	Irene	☾
Samstag	4 Ambrosius v. Mailand 397	Isidor	☾
Sonntag	5 5. S. i. d. F.: Judika	5. Fastensonntag	☾
Montag	6 Notker der Stammler 912	Notker	☾
Dienstag	7 Albrecht Dürer 1528	Joh. Bapt. de la Salle	☾
Mittwoch	8 Martin Chemnitz 1586	Walter	☾
Donnerstag	9 Dietrich Bonhoeffer 1945	Waltraud	☾
Freitag	10 Thomas v. Westen 1727	Fulbert	☾
Samstag	11 M. A. v. Löwenstern 1648	Stanislaus v. Krakau	☾
Sonntag	12 6. S. i. d. F.: Palmarum	Palmsonntag	☾
Montag	13 Konrad Huber 1577	Martin I.	☾
Dienstag	14 Simon Dach 1659	Tiburtius	☾
Mittwoch	15 Karolina Fliedner 1892	Reinert	☾
Donnerstag	16 Gründonnerstag	Gründonnerstag	☾
Freitag	17 Karfreitag	Karfreitag	☾
Samstag	18 Apollonius um 180	Karsamstag	☾
Sonntag	19 Ostersonntag	Ostersonntag	☾
Montag	20 Ostermontag	Ostermontag	☾
Dienstag	21 Anselm v. Canterbury 1109	Konrad v. Parzham	☾
Mittwoch	22 Fried. Jusuts Pereis 1945	Wolfhelm	☾
Donnerstag	23 Georg um 303	Adalbert	☾
Freitag	24 Johann Walter 1570	Fidelis v. Sigmaringen	☾
Samstag	25 Evangelist Markus	Markus, Evangelist	☾
Sonntag	26 1. S. n. O.: Quasimodogeniti	2. So. d. O. (Weißer Sonntag)	☾
Montag	27 Origenes um 254	Petrus Kanisius	☾
Dienstag	28 Johannes Gramann 1541	Pierre Chanel	☾
Mittwoch	29 Katharina v. Siena 1380	Katharina v. Siena	☾
Donnerstag	30 David Livingstone 1873	Pius V.	☾



Heinrich Klaus (rechts im Bild) mit seinen Angehörigen im Hof des Hauses Nr. 621 (1943).

Notizen / Termine / Aufschriebe

Gedenktage

3. April 1857: Adam Brandner Edler von Wolfszahn, Feldmarschalleutnant, in Franzfeld geboren. – 6. April 1941: Kriegsbeginn gegen Jugoslawien. – 12. April 1941: Einmarsch der deutschen Truppen in Franzfeld. – 13. April 1941: Sechste Einnahme von Belgrad. – 17. April 1941: Kapitulation des jugoslawischen Heeres. – 21. April 1736: Prinz Eugen von Savoyen, der Befreier Südungarns vom Türkenjoch, in Wien gestorben. – 23. April 1863: Dr. Georg Graßl, erster Sekretär und Gründer des Schwäbisch-Deutschen Kulturbundes, in Pantschowa geboren. – 25. April 1942: Felix Milleker, Heimatforscher, in Werschetz gestorben. – 26. April 1945: Die Bevölkerung von Franzfeld wird in ein Arbeitslager im Ort zusammengetrieben und interniert. – 30. April 1945: Franzfelder Kinder werden gewaltsam von ihren Müttern getrennt und nach Jabuka (Apfeldorf) verschleppt.



Mai Wonnemond

	Evangelisch	Katholisch	Mondlauf
Freitag	1 Apostel Philippus/Jakobus	Josef der Arbeiter	II
Samstag	2 Athanasius 373	Athanasius	II
Sonntag	3 2. S. n. O.: Misericordias Domini	3. Sonntag der Osterzeit	☾
Montag	4 Michael Schirmer 1673	Florian	☾
Dienstag	5 Godehard 1038	Godehard	☾
Mittwoch	6 Friedrich d. Weise 1525	Britto	☾
Donnerstag	7 Otto der Große 973	Gisela	☾
Freitag	8 Gregor v. Nazianz um 390	Wiro	☾
Samstag	9 Graf Nik. v. Zinzend. 1760	Beatus	☾
Sonntag	10 3. S. n. O.: Jubilate	4. Sonntag der Osterzeit	☾
Montag	11 Johann Arnd 1621	Gangolf	☾
Dienstag	12 Pankratius 304	Pankratius	☾
Mittwoch	13 Hans Ernst v. Kottwitz 1843	Servatius	☾
Donnerstag	14 Nikolaus v. Amsdorf 1565	Bonifatius	☾
Freitag	15 Pachomius 346	Sophie	☾
Samstag	16 Die 5 Märtyrer v. Lyon 1553	Johannes Nepomuk	☾
Sonntag	17 4. S. n. O.: Kantate	5. Sonntag der Osterzeit	☾
Montag	18 Christian Heinr. Zeller 1860	Johannes I.	☾
Dienstag	19 Alkuin 804	Petrus Cölestin	☾
Mittwoch	20 Samuel Hebich 1868	Bernhardin von Siena	☾
Donnerstag	21 Konstantin d. Große 337	Hermann Josef	☾
Freitag	22 Marion von Klot 1919	Rita	☾
Samstag	23 Girolamo Savonarola 1498	Wibrecht	☾
Sonntag	24 5. S. n. O.: Rogate	6. Sonntag der Osterzeit	☾
Montag	25 Beda der Ehrwürdige 735	Beda; Bittag	☾
Dienstag	26 Augustin v. Canterbury 604	Philipp Neri	☾
Mittwoch	27 Johannes Calvin 1564	Augustinus v. Canterbury	☾
Donnerstag	28 Himmelfahrt der Herrn	Christi Himmelfahrt	☾
Freitag	29 Hieronymus v. Prag 1416	Maximin	☾
Samstag	30 Gottfried Arnold 1714	Ferdinand	☾
Sonntag	31 So. n. Himmelf.: Exaudi	7. Sonntag der Osterzeit	☾



Josef Morgenstern mit Ehefrau Johanna geb. Siraky, der Tochter Barbara und der Schwiebertochter Rosine geb. Hildenbrand im Hof seines Hauses Nr. 404 (1943).

Notizen / Termine / Aufschriebe

Gedenktage

2. Mai 1948: Conrad Jacob Stein (Franz Feld), Banater Schriftsteller und Erzähler, in Graz gestorben. – 13. Mai 1717: Kaiserin Maria Theresia geboren. – 15. Mai 1946: Zweiter Menschentransport aus Franzfeld wird in das Lager Rudolfsnad abgeschoben. – 20. Mai 1871: Georg Daxer, Philosoph und Theologe, in Panschowa geboren. – 21. Mai 1834: Karl Zeh, Dramatiker und Theaterleiter, in Werschetz geboren. – 22. Mai 1717: Prinz Eugen beist mit Mercy das südliche Banat. – 28. Mai 1877: Stephan Jäger, Banater Maler und Schöpfer des Gemäldes »Einwanderung der Schwaben« in Csene (Tschene), Bezirk Temeschwar, geboren. – 29. Mai 1941: Verordnung über die innere Verwaltung des Banats wird erlassen.



Juni Brachmond

	Evangelisch	Katholisch	Mondlauf
Montag	1 Justin der Märtyrer 165	Justin	☾
Dienstag	2 Blandina 177	Marcellinus u. Petrus	☾
Mittwoch	3 Hudson Taylor 1905	Karl Lwanga; Quatemberw.	☾
Donnerstag	4 Morandus 1115	Clotilde	☾
Freitag	5 Winfried/Bonifatius 754	Bonifatius	☾
Samstag	6 Norbert v. Xanten 1134	Norbert	☾
Sonntag	7 Pfingstsonntag	Pfingstsonntag	☾
Montag	8 Pfingstmontag	Pfingstmontag	☾
Dienstag	9 Ephräm d. Syrer 373	Ephräm	☾
Mittwoch	10 Friedr. August Tholuck 1877	Bardo	☾
Donnerstag	11 Barnabas um 70	Barnabas	☾
Freitag	12 Isaak Le Febre 1702	Leo III.	☾
Samstag	13 Antoine Court 1760	Antonius v. Padua	☾
Sonntag	14 Dreifaltigkeit (Trinitatis)	Dreifaltigkeitsfest	☾
Montag	15 Georg Israel 1588	Vitus	☾
Dienstag	16 Johannes Tauler 1361	Benno	☾
Mittwoch	17 Aug. Herm. Werner 1882	Rainer	☾
Donnerstag	18 Albert Knapp 1864	Fronleichnam	☾
Freitag	19 Ludwig Richter 1884	Romuald	☾
Samstag	20 Joh. Georg Hamann 1788	Adalbert v. Magdeburg	☾
Sonntag	21 1. Sonntag nach Trinitatis	12. S. i. Jahreskreis	☾
Montag	22 Paulinus v. Nola 431	Paulinus von Nola	☾
Dienstag	23 Argula v. Grumbach 1568	Edeltraud	☾
Mittwoch	24 Joh. d. Täufer (Johannis)	Geburt Joh. d. Täufers	☾
Donnerstag	25 Augsb. Konfession 1530	Prosper	☾
Freitag	26 Vigilius 400	Herz-Jesu-Fest	☾
Samstag	27 Joh. Valentin Andreä 1654	Herz Mariä	☾
Sonntag	28 2. Sonntag nach Trinitatis	13. S. i. Jahreskreis	☾
Montag	29 Apostel Petrus u. Paulus	Petrus u. Paulus, Apostel	☾
Dienstag	30 Märtyrer unter Nero 64	Otto	☾



In der Weizenernte. Von links: Susanne Löchel geb. Vetter, Michael Dinger, Christine Hittinger geb. Hess und Christine Hess (1943).

Notizen / Termine / Aufschriebe

Gedenktage

4. Juni 1920: Im Frieden von Trianon leistet Ungarn Verzicht auf das Banat. – 6. Juni 1778: Das Banat wird Ungarn einverleibt. Damit hört seine Eigenentwicklung auf. – 9. Juni 1872: Die seit 1764 bestehende Militärgrenze wird aufgelöst. – 20. Juni 1920: Gründung des Schwäbisch-Deutschen Kulturbundes in Neusatz. – 23. Juni 1913: Michael Reiser, Lehrer, im Zweiten Weltkrieg Bataillonskommandeur, in Franzfeld geboren. – 29. Juni 1734: Graf Klaudius Florimund Mercy, der Regenerator des Banats, fällt vor Parma. – 29. Juni 1945: D. Dr. Philipp Popp, Landesbischof der Deutsch-Evangelischen Landeskirche in Jugoslawien, von den Partisanen in Agram zum Tode durch Erschießen verurteilt. – 30. Juni 1781: Kaiser Joseph II. erläßt das Toleranzpatent für die Protestanten. –



Juli Heumond

	Evangelisch	Katholisch	Mondlauf
Mittwoch	1 Voes u. Jan van Esch 1523	Theobald	☾
Donnerstag	2 Heimsuchung Mariä	Mariä Heimsuchung	☾
Freitag	3 Aonio Paleario 1570	Thomas, Apostel	☾
Samstag	4 Ulrich v. Augsburg 973	Ulrich	☾
Sonntag	5 3. Sonntag n. Trinitatis	14. S. i. Jahreskreis	☾
Montag	6 Johannes Hus 1415	Maria Goretti	☾
Dienstag	7 T. Riemenschneider 1531	Willibald	☾
Mittwoch	8 Kilian 689	Kilian	☾
Donnerstag	9 Georg Neumark 1681	Veronika	☾
Freitag	10 Wilhelm v. Oranien 1584	Knud, Erich u. Olaf	☾
Samstag	11 Renata v. Ferrara 1575	Benedikt v. Nursia	☾
Sonntag	12 4. Sonntag n. Trinitatis	15. S. i. Jahreskreis	☾
Montag	13 Heinr. II. 1024 u. Kunig. 1033	Heinrich II. u. Kunigunde	☾
Dienstag	14 Karoline Utriainen 1929	Kamillus	☾
Mittwoch	15 Johannes Bonaventura 1274	Bonaventura	☾
Donnerstag	16 Anna Askew 1546	Mariengedenktage	☾
Freitag	17 Märtyrer v. Scili 180	Alexius	☾
Samstag	19 Paul Schneider 1939	Answer	☾
Sonntag	19 5. Sonntag n. Trinitatis	16. S. i. Jahreskreis	☾
Montag	20 Margareta um 307	Margaretha	☾
Dienstag	21 John Eliot 1690	Laurentius v. Brindisi	☾
Mittwoch	22 Moritz Bräuninger 1860	Maria Magdalena	☾
Donnerstag	23 Birgitta v. Schweden 1373	Birgitta	☾
Freitag	24 Christophorus um 250	Christophorus	☾
Samstag	25 Apostel Jakobus d. Ä.	Jakobus, Apostel	☾
Sonntag	26 6. Sonntag n. Trinitatis	17. S. i. Jahreskreis	☾
Montag	27 Angelus Merula 1557	Pantaleon	☾
Dienstag	28 Joh. Seb. Bach 1750	Beatus u. Bantus	☾
Mittwoch	29 Olaf der Heilige 1030	Martha	☾
Donnerstag	30 William Penn 1718	Petrus Chrysologus	☾
Freitag	31 Bartolome Las Casas 1566	Ignatius v. Loyola	☾



Adam Hummel (hinter den Pferden), seine Ehefrau Elisabeth geb. Gebhardt und Tochter Elisabeth im Hof des Hauses Nr. 66 (1938).

Notizen / Termine / Aufschriebe

Gedenktage

12. Juli 1816: Schweres Unwetter im südlichen Banat. – 18. Juli 1934: Senior Julius Géza Josef Mernyi in Franzfeld gestorben. – 20. Juli 1552: Das Banat gerät unter die Türkenherrschaft. – 21. Juli 1718: Friede von Passarowitz. Das Banat wird von den Türken freigegeben. Ein Erfolg Prinz Eugens. – 25. Juli 1920: Ortsgruppe des Schwäbisch-Deutschen Kulturbundes in Franzfeld gegründet. (Obmann: Friedrich Reiser.) – 25. Juli 1697: Prinz Eugen bricht mit seinem Heer von Esseg nach Peterwardein auf. – 27. Juli 1878: Conrad Jacob Stein (Franz Feld), Banater Schriftsteller und Erzähler, in Franzfeld geboren. – 31. Juli 1944: Michael Reiser, Hauptsturmführer und Bataillonskommandeur, bei Sarajewo gefallen.



August Ernting

	Evangelisch	Katholisch	Mondlauf
Samstag	1 Gustav Werner 1887	Alfons Maria v. Liguori	
Sonntag	2 7. Sonntag n. Trinitatis	18. S. i. Jahreskreis	☾
Montag	3 Josua Stegmann 1632	Lydia	☾
Dienstag	4 Joh. Maria. Vianney 1859	Johannes Maria Vianney	☾
Mittwoch	5 Franz Härter 1874	Mariä Schnee; Oswald	☾
Donnerstag	6 Die evang. Salzburger 1731	Verklärung des Herrn	☾
Freitag	7 Afra 304	Kajetan	☾
Samstag	8 Jean Vallière 1523	Dominikus	☾
Sonntag	9 8. Sonntag n. Trinitatis	19. S. i. Jahreskreis	☾
Montag	10 Laurentius 258	Laurentius	☾
Dienstag	11 Klara von Sciffi 1253	Klara	☾
Mittwoch	12 Paul Speratus 1551	Radegunde	☾
Donnerstag	13 Radegundis 587	Pontianus u. Hippolyt	☾
Freitag	14 Georg Balthasar 1629	Maximilian Kolbe	☾
Samstag	15 Hermann v. Wied 1552	Mariä Himmelfahrt	☾
Sonntag	16 9. Sonntag n. Trinitatis	20. S. i. Jahreskreis	☾
Montag	17 Johann Gerhard 1637	Hyazinth	☾
Dienstag	18 Erdmann Neumeister 1756	Helena	☾
Mittwoch	19 Blaise Pascal 1662	Johannes Eudes	☾
Donnerstag	20 Bernhard v. Clairvaux 1153	Bernhard v. Clairvaux	☾
Freitag	21 Geert Groote 1384	Pius X.	☾
Samstag	22 Symphorian 178	Maria Königin	☾
Sonntag	23 10. Sonntag n. Trinitatis	21. S. i. Jahreskreis	☾
Montag	24 Apostel Bartholomäus	Bartholomäus, Apostel	☾
Dienstag	25 Gregor von Utrecht 775	Ludwig	☾
Mittwoch	26 Wulfila 383	Wulfila	☾
Donnerstag	27 Monika 387	Monika	☾
Freitag	28 Augustinus 430	Augustinus	☾
Samstag	29 Martin Boos 1825	Enthauptung Joh. d. Täufer	☾
Sonntag	30 11. Sonntag n. Trinitatis	22. S. i. Jahreskreis	☾
Montag	31 John Bunyan 1688	Paulinus v. Trier	☾



Drusch bei Peter Ruppenthal, Haus Nr. 507 (1943).

Notizen / Termine / Aufschriebe

Gedenktage

5. August 1716: Sieg des Prinzen Eugen bei Peterwardein. – 8. August 1940: Adam Brandner Edler von Wolfszahn, Feldmarschalleutnant, in Wien gestorben. – 13. August 1802: Nikolaus Lenau in Lenauheim (Csatád; Schadat), Bezirk Temeschwar, geboren. – 14. August 1864: Maria Eugene della Grazia, Banater Dichterin, in Weißkirchen geboren. – 16. August 1717: Prinz Eugen erobert Belgrad. – 17. August 1717: Franz Grisellini, der erste Geschichtsschreiber des Banats, in Venedig geboren. – 19. August 1691: Markgraf Ludwig von Baden (Türkenlouis) schlägt die Türken bei Slankamen. – 22. August 1850: Nikolaus Lenau in Döbling bei Wien gestorben. – 24. August 1916: Hans Arnold, Wasserbauingenieur, in Wiesbaden gestorben. – 25. August 1986: Bischof Franz Hein in Stuttgart gestorben. – 31. August 1966: Johannes Scherer, ehem. evang. Bischof in der Slowakei, gestorben; beigesetzt in Salzburg.



September Scheiding

	Evangelisch	Katholisch	Mondlauf
Dienstag	1 Sixt Karl Kapff 1879	Verena	♈
Mittwoch	2 Nicolai F. S. Grundtvig 1872	Apollinaris	♈
Donnerstag	3 Oliver Cromwell 1658	Gregor der Große	♈
Freitag	4 Giovanni Mollio 1553	Switbert	♈
Samstag	5 Katharina Zell 1562	Maria Th. Wüllenweber	♈
Sonntag	6 12. Sonntag n. Trinitatis	23. S.i. Jahreskreis	♈
Montag	7 Lazarus Spengler 1534	Otto v. Freising	☺ ☾
Dienstag	8 Korbinian 725	Mariä Geburt	☾ ☾
Mittwoch	9 Luigi Pasquali 1560	Petrus Claver	☾ ☾
Donnerstag	10 Leonhard Lechner 1606	Theodard	☾ ☾
Freitag	11 Johannes Brenz 1570	Maternus	☾ ☾
Samstag	12 Matthäus Ulicky 1627	Mariä Namen	☾ ☾
Sonntag	13 13. Sonntag n. Trinitatis	24. S. i. Jahreskreis	☾ ☾
Montag	14 Cyprian 258	Kreuzerhöhung	☾ ☾
Dienstag	15 Jan van Woerden 1525	Mariä Schmerzen	☾ ☾
Mittwoch	16 Kaspar Tauber 1524	Cornelius und Cyprian	☾ ☾
Donnerstag	17 Hildegard v. Bingen 1179	Hildegard	☾ ☾
Freitag	18 Lambert 705	Lambert	☾ ☾
Samstag	19 Thomas J. Barnardo 1905	Januarius	☾ ☾
Sonntag	20 14. Sonntag n. Trinitatis	25. S. i. Jahreskreis	☾ ☾
Montag	21 Apostel Matthäus	Matthäus, Apostel	☾ ☾
Dienstag	22 Mauritius um 286	Mauritius	☾ ☾
Mittwoch	23 Maria de Bohorques 1559	Linus	☾ ☾
Donnerstag	24 Hermann d. Lahme 1054	Rupert und Virgil	☾ ☾
Freitag	25 Paul Rabaut 1794	Niklaus von Flüe	☾ ☾
Samstag	26 H. u. L. de Cisnere 1559/68	Kosmas und Damian	☾ ☾
Sonntag	27 15. Sonntag n. Trinitatis	26. S. i. Jahreskreis	☾ ☾
Montag	28 Lioba 782	Lioba und Thekla	♈
Dienstag	29 Erzengel Michael (Michaelis)	Michael, Gabriel u. Raphael,	♈
Mittwoch	30 Hieronymus 420	Hieronymus	♈



Erste Klasse der Deutschen Hauptschule in Franzfeld im Schuljahr 1942/43 mit Klassenlehrer Hans Vollmannshäuser.

Notizen / Termine / Aufschriebe

Gedenktage

6. September 1688: Das kaiserliche Heer befreit Belgrad. – 11. September 1797: Sieg des Prinzen Eugen bei Senta (Zenta). – 12. September 1683: Befreiung der von den Türken belagerten Kaiserstadt Wien. – 18. September 1739: Friede von Belgrad. – 19. September 1780: Kaiserin Maria Theresia gestorben. – 21. September 1782: Kaiser Joseph II. leitet mit einem Patent die dritte deutsche Kolonisierung des Banats ein. – 21. September 1788: Siegreiche Verteidigung von Werschetz unter Jakob Henneemann. – 23. September 1970: Lehrer Julius Roth, Verfasser des zweiten Franzfelder Heimatbuches, in Wien gestorben. – 28. September 1901: Franz Hein, evang. Pfarrer in Franzfeld, von 1942 bis 1944 Bischof des Banats, in Kishegyes (Klein-Idjosch; Mali Idjoš) in der Batschka, geboren. – ? September 1945: Erster Menschentransport aus Franzfeld in das Lager Rudolfsgrad abgegangen.



Oktober Gilbhart

	Evangelisch	Katholisch	Mondlauf
Donnerstag	1 Petrus Herbert 1571	Theresia v. Kinde Jesu	♊
Freitag	2 Pietro Carnesecchi 1576	Schutzengel	♊
Samstag	3 Franz v. Assisi 1226	Ewald	♋
Sonntag	4 16. Sonntag n. Trinitatis	27. S. i. Jahreskreis	♋
Montag	5 Theodor Fliedner 1864	Meinolf	♌
Dienstag	6 William Tindale 1536	Bruno	♌
Mittwoch	7 Heinr. Mel. Mühlberg 1787	Marien; Quatemberwoche	♍
Donnerstag	8 Johann Matthesius 1565	Sergius	♍
Freitag	9 Justus Jonas 1555	Dionysius	♎
Samstag	10 Bruno von Köln 965	Viktor	♎
Sonntag	11 17. Sonntag n. Trinitatis	28. S. i. Jahreskreis	♏
Montag	12 Elisabeth Fry 1845	Maximilian	♏
Dienstag	13 Theodor Beza 1605	Lubentius	♏
Mittwoch	14 Jakob d. Notar um 430	Kallistus I.	♐
Donnerstag	15 Hedwig v. Schlesien 1243	Theresia v. Avila	♐
Freitag	16 Gallus 645	Hedwig	♑
Samstag	17 Ignatius um 110	Ignatius v. Antiochien	♑
Sonntag	18 18. Sonntag n. Trinitatis	29. S. i. Jahreskreis	♑
Montag	19 Ludwig Schneller 1896	J. de Brébeuf u. I. Jogues	♒
Dienstag	20 K. Segebrock u. E. Ovir 1896	Wendelin	♒
Mittwoch	21 Elias Schrenk 1913	Ursula	♓
Donnerstag	22 Jeremias Gotthelf 1854	Cordula	♓
Freitag	23 Johannes Zwick 1542	Johannes v. Capestrano	♓
Samstag	24 Starez Leonid 1841	Antonius Maria Claret	♓
Sonntag	25 19. Sonntag n. Trinitatis	30. S. i. Jahreskreis	♓
Montag	26 Frumentius um 380	Amandus	♐
Dienstag	27 O. und L. Petri 1552/73	Wolfgang	♐
Mittwoch	28 Apostel Simon und Judas	Simon u. Judas, Apostel	♐
Donnerstag	29 Henri Dunant 1910	Ferrutius	♑
Freitag	30 Gottschalk 868	Liutbirg	♑
Samstag	31 Gedenktag d. Reformation	Wolfgang	♑



Im Hof von Adam Hild, Haus Nr. 635 a (1941).

Notizen / Termine / Aufschriebe

Gedenktage

1. Oktober 1944: Die Volksgruppenführung fordert die Bevölkerung von Franzfeld zur Evakuierung auf. – 4. Oktober 1944: Franzfeld wird von den Russen und Partisanen besetzt. – 9. Oktober 1789: Dritte Einnahme von Belgrad durch die kaiserliche Armee. – 11. Oktober 1915: Fünfte Einnahme von Belgrad. – 11. Oktober 1944: Vierzehn Franzfelder Männer und Frauen werden nachts von den Partisanen aus ihren Wohnungen geholt. Die Verschleppten hat später niemand mehr gesehen. – 13. Oktober 1716: Prinz Eugen erobert Temeschwar. – 18. Oktober 1663: Prinz Eugen von Savoyen in Paris geboren. – 22. Oktober 1852: Adam Müller-Guttenbrunn, Heimatdichter, Kulturpolitiker und Theaterdirektor, in Guttenbrunn geboren. – 27. Oktober 1860: Eine kaiserliche Entschliebung schlägt die Wojwodschaft Serbien und das Temescher Banat mit Anfang 1861 wieder zu Ungarn.



November Nebelung

Evangelisch

Katholisch

Mondlauf

Sonntag	1	20. Sonntag n. Trinitatis	Allerheiligen	☾
Montag	2	Johann Albrecht Bengel 1752	Allerseelen	☾
Dienstag	3	Pirmin 753	Hubert	☾
Mittwoch	4	Claude Brousson 1698	Karl Borromäus	☾
Donnerstag	5	Hans Egede 1758	Emmerich	☾
Freitag	6	Gustav Adolf 1632	Leonhard	☾
Samstag	7	Willibrord 739	Willibrord	☾
Sonntag	8	Drittl. S. d. Kirchenjahres	32. S. i. Jahreskreis	☾
Montag	9	Emil Frommel 1896	Theodor	☾
Dienstag	10	Leo der Große 461	Leo der Große	☾
Mittwoch	11	Martin 397	Martin von Tours	☾
Donnerstag	12	Christian Gottl. Barth 1862	Josaphat	☾
Freitag	13	Ludwig Harms 1865	Stanislaus Kostka	☾
Samstag	14	Gottfr. Wilh. Leibnitz 1716	Alberich	☾
Sonntag	15	Vorl. S. d. Kirchenjahres	33. S. i. Jahreskreis	☾
Montag	16	Amos Comenius 1670	Margareta v. Schottland	☾
Dienstag	17	Jakob Böhme 1624	Gertrud v. Helfta	☾
Mittwoch	18	Buß- und Betttag	Odo v. Cluny	☾
Donnerstag	19	Elisabeth v. Thür. 1231	Elisabeth v. Thüringen	☾
Freitag	20	Bernw. v. Hildesheim 1022	Bernward	☾
Samstag	21	Wolfgang Capito 1541	Marienged. i. Jerusalem	☾
Sonntag	22	Totensonntag	Christkönigsfest	☾
Montag	23	Kolumban 615	Kolumban	☾
Dienstag	24	Joh. Oekolampad 1531	Modestus	☾
Mittwoch	25	Katharina um 307	Katharina v. Alexandria	☾
Donnerstag	26	Konrad 975	Konrad und Gebhard	☾
Freitag	27	Virgilius v. Salzburg 784	Bihildis	☾
Samstag	28	Margaretha Blarer 1541	Gerhard	☾
Sonntag	29	1. Sonntag im Advent	1. Adventssonntag	☾
Montag	30	Apostel Andreas	Andreas, Apostel	☾



Dezember Christmond

	Evangelisch	Katholisch	Mondlauf
Dienstag	1 Eligius 660	Eligius	☾
Mittwoch	2 Jan v. Ruysbroek 1381	Lucius; Quatemberw.	☾
Donnerstag	3 Ämilie Jul. v. Schwarzb.	Franz Xaver	☾
Freitag	4 Barbara 306	Barbara	☾
Samstag	5 Aloys Henhöfer 1862	Anno	☾
Sonntag	6 2. Sonntag im Advent	2. Adventssonntag	☾
Montag	7 Blutz. d. Thorn. Blutger. 1724	Ambrosius	☾
Dienstag	8 Martin Rinckart 1649	Mariä Empfängnis	☾
Mittwoch	9 Richard Baxter 1691	Eucharis	☾
Donnerstag	10 Heinrich Zütpfen 1524	Petrus Faurier	☾
Freitag	11 Lars Olsen Skrefsrud 1910	Damasus I.	☾
Samstag	12 Vicelin 1154	Joh. Franz. v. Chantal	☾
Sonntag	13 3. Sonntag im Advent	3. Adventssonntag	☾
Montag	14 Berth. v. Regensburg 1272	Johannes vom Kreuz	☾
Dienstag	15 Gerhard Uhlhorn 1901	Wunibald	☾
Mittwoch	16 Adelheid 999	Adelheid	☾
Donnerstag	17 Abt Sturm v. Fulda 779	Yolanda	☾
Freitag	18 Wunibald u. Willibald 761/87	Desideratus	☾
Samstag	19 Paul Blau 1944	Mengoz	☾
Sonntag	20 4. Sonntag im Advent	4. Adventssonntag	☾
Montag	21 Apostel Thomas	Anastasius	☾
Dienstag	22 Dwight Liman Moody 1899	Jutta	☾
Mittwoch	23 Anne Dubourg 1559	Johannes von Krakau	☾
Donnerstag	24 Matilda Wrede 1928	Adam und Eva	☾
Freitag	25 Geburt des Herrn	Weihnachten	☾
Samstag	26 Erzmärtyrer Stephanus	Stephanus	☾
Sonntag	27 Sonntag n. d. Christfest	Fest der hl. Familie	☾
Montag	28 Unschuldige Kindlein	Unschuldige Kinder	☾
Dienstag	29 Thomas Becket 1170	Thomas Becket	☾
Mittwoch	30 Martin Schalling 1608	Lothar	☾
Donnerstag	31 Altjahrsabend (Silvester)	Silvester I.	☾



Jugendgruppe der Baptisten mit Prediger Pechtler und seiner Ehefrau (1939).

Notizen / Termine / Aufschriebe

Gedenktage

6. Dezember 1885: Johann Keks, Bundesobmann des Schwäbisch-Deutschen Kulturbundes (bis 1939), in Kathreinfeld geboren. – 8. Dezember 1944: Franzfelder Männer werden in ein Internierungslager weggetrieben. – 19. Dezember 1922: Gründung der »Partei der Deutschen« im Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen (SHS) in Hatzfeld. – 27. Dezember 1846: Hans Arnold, Wasserbautechniker, in Weißkirchen geboren. – 28. Dezember 1944: Franzfelder Frauen und Mädchen werden für die Zwangsarbeit in Rußland bestimmt und abgeführt. – 30. Dezember 1887: Julius Géza Josef Mernyi, Pfarrer in Franzfeld, in Oberwart/Burgenland geboren. – 30. Dezember 1905: Gründung der »Ungarländischen Deutschen Volkspartei« in Werschetz. – 31. Dezember 1944: Erster Transport mit Männern und Frauen aus Franzfeld und aus anderen deutschen Dörfern des Banats geht in Güterwaggons vom Donaubaunhof in Pantschowa zur Zwangsarbeit nach Rußland ab.

Allgemeine Angaben zur Kalender

Die astronomischen Jahreszeiten

Der *Frühling* beginnt mit dem Eintritt der Sonne in das Zeichen des Widder am 21. März. Tag und Nacht gleich. – Der *Sommer* beginnt mit dem Eintritt der Sonne in das Zeichen des Krebses am 21. Juni. Längster Tag, kürzeste Nacht. – Der *Herbst* beginnt mit dem Eintritt der Sonne in das Zeichen der Waage am 23. September. Tag und Nacht gleich. – Der *Winter* beginnt mit dem Eintritt der Sonne in das Zeichen des Steinbocks am 22. Dezember. Kürzester Tag, längste Nacht.

Die 12 Zeichen des Tierkreises

♈ Widder	♌ Löwe	♏ Schütze
♉ Stier	♍ Jungfrau	♐ Steinbock
♊ Zwillinge	♎ Waage	♑ Wassermann
♋ Krebs	♏ Skorpion	♒ Fische

Mondphasen

☾ Neumond	☾ Erstes Viertel zunehmender Mond	☾ Vollmond	☾ Letztes Viertel abnehmender Mond
-----------	--------------------------------------	------------	---------------------------------------

Feiertage im Jahr 1987

Aschermittwoch	4. März	Fronleichnam	18. Juni
Karfreitag	17. April	Erntedankfest	4. Oktober
Ostersonntag	19. April	Volkstrauertag	15. November
Muttertag	10. Mai	Buß- und Bettag	18. November
Himmelfahrt	28. Mai	Totensonntag	22. November
Pfingstsonntag	7. Juni	1. Advent	29. November

Die beweglichen Feste 1988 – 1990

	1988	1989	1990
Ostern	3. April	26. März	15. April
Himmelfahrt	12. Mai	4. Mai	24. Mai
Pfingsten	22. Mai	14. Mai	3. Juni
Fronleichnam	2. Juni	25. Mai	14. Juni
Erntedanktag	2. Okt.	1. Okt.	30. Sept.
Buß- und Bettag	16. Nov.	22. Nov.	21. Nov.
Totensonntag	20. Nov.	26. Nov.	25. Nov.
1. Advent	27. Nov.	3. Dez.	2. Dez.
Wochentag des 25. Dezember	Sonntag	Montag	Dienstag

Anmerkung: Den evangelischen Tagesnamen des Kalenders liegen die Angaben der Luth. Liturg. Konferenz Deutschlands von 1962 zugrunde. Die Namen sind jeweils am Todestag eingesetzt.

Liste der verstorbenen Franzfelder

(Die Zahl in der Klammer gibt das Lebensalter des Verstorbenen an. Die Liste erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit)

Nur im Friedhof fern alleine
Hab ich manchen Freund erkannt,
Und bei einem Leichensteine
Fühlt ich leise eine Hand.

1985

Hummel Karl (72) in Triangel, Ruppenthal Jakob (70) in Essling/Österreich, Hittinger Katharina/Huber (83) in Denkingen, Weber Katharina/Weidle (77) in Reutlingen, Hittinger Maria/Bogert (81) in Reutlingen, Leitenberger Anna/Grauer (65) in Balingen, Weidle Christine/Fetter (77) in Wien/Österreich, Reppert Charlotte (80) in Mannheim, Hild Elisabeth/Weidle (91) in Holzgerlingen, Dehm Adam (59) in Biberach, Rehmann Franz (82) in Pfullingen, Wolle Christine/Hoff (33) in Übersheim, Hild Katharina/Hild (76) in Reutlingen, Dinger Katharina/Lieb (75) in Tamm, Schuster Barbara/Dech (85) in Rüsselsheim, Wenz Katharina/Jung (86) in Frommern.

1986

Armbruster Michael (73) in Isenbüttel, Henke Barbara/Roth (73) in Wannweil, Kanik Eva (63) in Reutlingen, Jahraus Juliana/Rödler (80) in Wannweil, Brumm Barbara/Fett (81) in Grenzach-Wyhlen, Gross Johann (76) in Altenburg, Baumann Andreas (86) in Wannweil, Hess Josef (53) in Mansfield/USA, Müller Matthias (88) in St. Catharines/Canada, Koch Johann (66) in Winterlingen, Balnoschan Michael (76) in Hückeswagen, Hittinger Robert (42) in Reutlingen, Koch Maria/Schindler (80) in Reutlingen, Merkle Katharina/Fetter (79) in Erlenbach a. Main, Wenz Lukas (84) in Frommern, Wagenhals Johann (86) in Mansfield/USA, Gieß Rosina (58) in Oberbaldingen, Dinger Josef (85) in Nürnberg, Dinger Katharina/Gulyas (80) in Nürnberg, Hildenbrand Barbara/Krotz (76) in Bietigheim, Schuppe Barbara/Hildenbrand (65) in Beli Manastir/Jugoslawien, Balzer Barbara/Schößler (80) in Düsseldorf, Scheuermann Adam (64) in Tündern, Krotz Katharina/Gebhardt (80) in Wien/Österreich, Müller Johann (72) in Treuenbritzen/DDR, Dürr Matthias (58) in Reutlingen, Koch Reinhold (33) in Wannweil, Lieb Friedrich (77) in Plüdershausen, Langermann Adam (91) in Reutlingen, Hild Magdalena/Schütz (91) in Neu-Ulm, Ulrich Christine/Morgenstern (88) in Werschetz/Jugoslawien, Fetter Christine/Kopp (91) in Gomaringen, Stein Johann (83) in Onstmettingen, Scheuermann Christine/Galik (87) in Unterhausen, Merkle Juliana/Henke (77) in Eppstein, Ruppenthal Elisabeth/Merkle (79) in Traunreut, Müller Jakob (79) in Steinheim, Hass Susanna/Morgenstern (84) in Wannweil, Hein Franz, Ortspfarrer und Heimatbischof (85) in Stuttgart, Hailfinger Walter (63) in Bitz, Brumm Elisabeth/Müller (80) in Stuttgart 80.

Gott schenke ihnen seinen Frieden!

Andreas Rödler

Franz Hein (1901–1986)

Von Wolfgang Gleich

Eine Nachricht des zurückliegenden Jahres hat alle Franzfelder tief bewegt: Bischof Franz Hein wurde am 25. 8. 1986 vom Herrn auf seine letzte Reise abgerufen. In großer Trauer wurde bei der Beerdigung in Stuttgart am 29. 9. 1986 von einem Mann Abschied genommen, in dessen Leben der Dienst am Mitmenschen stets im Mittelpunkt stand.

Franz Paul Michael Hein wurde am 28. September 1901 als Sohn des Gemeindebeamten Jakob Hein und dessen Gattin Hermine geb. Theiß in Kishegyes (Batschka) geboren. Er besuchte die Volksschule in Batsch-Neudorf und das Gymnasium in Neu-Werbaß. Da der Vater kurz vor der Reifeprüfung von Franz Hein gestorben war, mußte er sich das Jurastudium in Agram durch harte Arbeit selbst finanzieren. Während dieser schweren Zeit entdeckte er seine Berufung zum Seelsorger, die ihn 1922 zum Studium der evangelischen Theologie nach Wien führte.

Dank eines Stipendiums konnte Franz Hein sein Studium in Zürich und Basel fortsetzen. Am 15. März 1926 legte er sein erstes Examen in Wien ab, worauf er als Kaplan nach Werbaß ging. Bereits am 26. Juni 1926 legte er sein zweites Examen in Budapest ab, danach wurde er von Bischof Dr. Raffay ordiniert.

Nach dem Militärdienst im jugoslawischen Heer als Sanitäter in Peterwardein und der Tätigkeit als Kaplan in Sarajewo und Tschervenska kam Franz Hein im September als Pfarrer nach Franz-Josefsfeld. In dieser Gemeinde heiratete er Katharina Krautwurst aus Werbaß. Dort erblickten auch seine Söhne Gerhard und Edgar das Licht der Welt. Franz Hein, der sich insbesondere der Jugendarbeit und Völkerverständigung verpflichtet fühlte, wurde 1930 zum Synodalpräsidenten in Bosnien und 1931 zum Senior des Bosnischen Seniorats der Deutschen Evangelischen Christlichen Kirche in Jugoslawien gewählt.

Am 11. Mai 1935 wurde Franz Hein in Franzfeld zum Pfarrer gewählt. Am 15. Mai traf er mit seiner Familie in den neuen Wirkungskreis ein. Nach dem Einmarsch der deutschen Truppen im Banat und dem Zerfall des Königsreichs Jugoslawien wurde Franz Hein am 27. Januar 1942 durch den Landeskirchenrat einstimmig zum Bischof der deutsch-evangelischen Kirche des Banats gewählt und am 15. März vom Leiter des kirchlichen Außenamtes, Bischof Dr. Heckel, in das Bischofsamt eingeführt. Auf seine freundliche, heitere und zugleich ernste Art wirkte Bischof Hein während einer schweren Zeit, bis schließlich die Wogen des Krieges auch Franzfeld erreichten. Am 4. Oktober 1944 hieß es für Bischof Hein die Heimat zu verlassen und vor den anrückenden Russen und Partisanen zu flüchten. Am 31. Oktober kam er mit seiner Familie in Bad Ischl an.

Wie Millionen Menschen mit ihm, hatte Bischof Hein seine Heimat verloren. Er verzagte jedoch keinen Augenblick, zu groß waren Not und Elend, mit denen er konfrontiert wurde. Unermüdlich stürzte er sich in die Arbeit, hörte nicht auf, bei Politikern und Behörden vorzusprechen, um das Los der vielen Flüchtlinge



Bischof Franz Hein (28.9.1901 – 25.8.1986).

und Vertriebenen, denen er seinen seelsorgerlichen Beistand angedeihen ließ, zu erleichtern und zu verbessern. Die Internierten, Kriegsgefangenen und in den Vernichtungslagern Schmachenden hatten in Bischof Hein einen Schutzengel, der bereits am 5. Juli 1945 in Bad Ischl einen Hilfsdienst für Vertriebene und Flüchtlinge gegründet hatte.

Im November 1947 kam Bischof Hein als Pfarrer der Markusgemeinde nach Stuttgart. Neben diesem Amt, in dem er bis 1967 tätig war, widmete er sich weiterhin seinen Landsleuten. Er war nicht nur der geistliche Vorsitzende des Hilfskomitees für die evangelische Landeskirche aus Jugoslawien, Aufsichtsratsvorsitzender der Baugenossenschaft »Neues Heim«, Mitarbeiter im Gustav-Adolf-Werk, dem Diakonischen Werk und dem Siloah-Waisenhausverein, er hatte für jedermanns Sorgen und Nöte stets ein offenes Ohr, und er kümmerte sich auch um seine ehemaligen Gemeindeglieder, die durch die Wirren der Zeit in alle Welt zerstreut wurden.

Das Große Verdienstkreuz der Bundesrepublik Deutschland, die Bürgermedaille der Stadt Reutlingen und die Goldmedaille der Stadt Cleveland sind der Ausdruck des Dankes, den unzählige Menschen für einen Mann empfanden, der niemals Dank oder Belohnung suchte, sondern seine Aufgabe stets darin sah, seinen Mitmenschen als Seelsorger zu helfen und zu dienen.

Zum Gedenken an Bischof Franz Hein

Von Dr. Fritz Hild (Doktors Vetter)

Anläßlich des Leichenbegängnisses von Bischof Franz Hein am 29. 8. 1986 in der Stuttgarter Markuskirche und auf dem Fangelsbach-Friedhof widmeten elf Redner dem Verstorbenen Nachrufe und Abschiedsworte. Vier sprachen in der Kirche und sieben am Grabe. Pfarrer Roland Martin von der Markuskirche bat die Redner, sich kurz zu fassen, damit sich nicht alles in die Länge zieht, da die Kirchenglocke doch längst zwölf geschlagen hatte.

Die nachstehende Begebenheit wollte ich am Grab vortragen, ich faßte mich aber dann ganz kurz und kam zu der Überzeugung, daß der Artikel im Kalender mehr Franzfelder ansprechen werde, als dies am Grab der Fall sein konnte:

Als Pfarrer Mernyi starb, gab es in Franzfeld eine Gruppe weitblickender Männer, welche sich über die Neuwahl des Pfarrers Gedanken machten. Ihr Augenmerk fiel auf Pfarrer Hein in Franzjosefsfeld, den sie von dort her kannten und am geeignetsten fanden, die freigewordene Stelle in Franzfeld einzunehmen. Sie luden ihn ein, am Begräbnis von Pfarrer Mernyi teilzunehmen und eine Predigt zu halten.

Bei der Beerdigung sprachen mehrere Geistliche. Pfarrer Hein verstand es jedoch, die Herzen der Franzfelder zu rühren. Er sprach am Grabe und sagte unter anderem: »Vergeßt nicht, daß Pfarrer Mernyi als junger Mann nach Franzfeld kam, daß er hier ein ganzes Leben lang gewirkt hat, und daß er und seine Familie Franzfelder geworden sind!«

Anläßlich des Todes des jungen Christof Hild (beim alten Friedhof) bat diese Gruppe von Männern ebenfalls Pfarrer Hein nach Franzfeld zu kommen und die Leichenpredigt zu halten. Bald danach wurde die Pfarrerrwahl ausgeschrieben und die interessierten Pfarrer zu Probepredigten eingeladen. Es dürften etwa sechs Bewerber gewesen sein, unter welchen sich auch Pfarrer Hein befand.

Pfarrer Hein hatte sich durch die zwei genannten Leichenpredigten die Herzen der Franzfelder erobert und trug den Sieg davon; er wurde mit Mehrheit zum Pfarrer von Franzfeld gewählt.

Er war kaum in Franzfeld, ich glaube, daß seine Familie noch nicht nachgekommen war, da ließ er den Kirchengemeinderat zusammenrufen und brachte als sein wichtigstes Anliegen etwa folgendes vor: Pfarrer Mernyi habe sein ganzes Leben in Franzfeld verbracht, er hinterlasse fünf Kinder, er habe keine andere Heimat. Deshalb müssen wir ihn und seine Familie als Franzfelder betrachten. In einem Dorf sei es sehr schwer eine größere Mietwohnung zu finden. Wer wolle auch schon eine Familie mit fünf lebhaften Kindern in Miete aufnehmen? Der Kirchengemeinderat möge sich Gedanken machen, welchen Ausweg man finden könnte, denn eine Lösung müsse gefunden werden!

Der Kirchengemeinderat saß lange beisammen. Am Ende war man sich einig, daß es am besten wäre, wenn die Kirchengemeinde ein Haus für die Hinterbliebenen kaufen würde. Aber woher das Geld nehmen? Wieder große Beratung.

Die Kirchenväter, fast alle wohlhabende Bauern, wußten selbst recht gut, wie schwer der Bauer Geld hergibt und wie das Geld im Hause eines Bauern oft sehr knapp ist.

Die Weizenernte war in jenem Jahr gut ausgefallen. In Anbetracht dieser Tatsache glaubten sie, den richtigen Weg einzuschlagen, wenn sie zu einer Weizenspende aufrufen würden. Sie, die Kirchenväter selbst, gingen von Haus zu Haus, von Bauer zu Bauer und brachten ihr Anliegen vor. Hierbei stießen sie auf Zustimmung, Verständnis und offene Ohren. Anschließend setzten sich die Kirchenväter selbst mit einem Knecht auf den Wagen und fuhren von Bauer zu Bauer, um den Weizen abzuholen. Einer gab 50 Kilogramm, der andere 100, die reicheren sogar 200 bis 300 Kilogramm.

Es war ein voller Erfolg! Um den Erlös des eingesammelten Weizens konnte die Kirchengemeinde der Pfarrerrfamilie ein Haus zur Verfügung stellen, in welchem diese bis zur Vertreibung gewohnt hat. Willi, ein Sohn des Pfarrers Mernyi, der Elektriker gelernt hat, wohnte noch lange Zeit nach 1944 unter den Partisanen in diesem Haus, er lebt aber jetzt in Österreich.

Diese Begebenheit soll zeigen, welchen Einfluß ein Pfarrer in einer Kirchengemeinde unserer alten Heimat hatte, wie ernst man seine Worte nahm und wie er das Schicksal seiner Gemeinde zu lenken wußte. Das Vertrauen des Pfarrers zu seiner Gemeinde wurde nie mißbraucht, er wußte aber auch genau, wie weit er gehen durfte und was er von seiner Gemeinde verlangen konnte.

Unter anderem wurden zu Weihnachten alle Armen und Mittellosen beschenkt, und zur Konfirmation bekam jedes arme Kind ein »Konfirmationsgewand«. Dies sind Beispiele für den selbstlosen Einsatz eines Pfarrers. Er hat auch bei Lebzeiten in den Herzen seiner Kirchengemeindeglieder ein Denkmal gesetzt, wie es der schönste Grabstein nicht könnte.

Wo die große Liebe lebte,
sterben die Toten nicht von uns fort,
sondern in uns hinein.
Denn wir begegnen geliebten Wesen
nie liebender als über den Abgrund der Ferne.
Das ist die Gegengabe des Schicksals:
für das Wirkliche gibt es uns
das Wirkende.

Fritz Usinger



Familie Ulmer im Jahre 1928. Sitzend von links: Mathias (Schneider), Resi, Johann, Gott-
 liebe geb. Marx, Barbara geb. Held. Stehend von links: Mathias, Katharina, Johann (Guldi)
 und Adam Fetter.



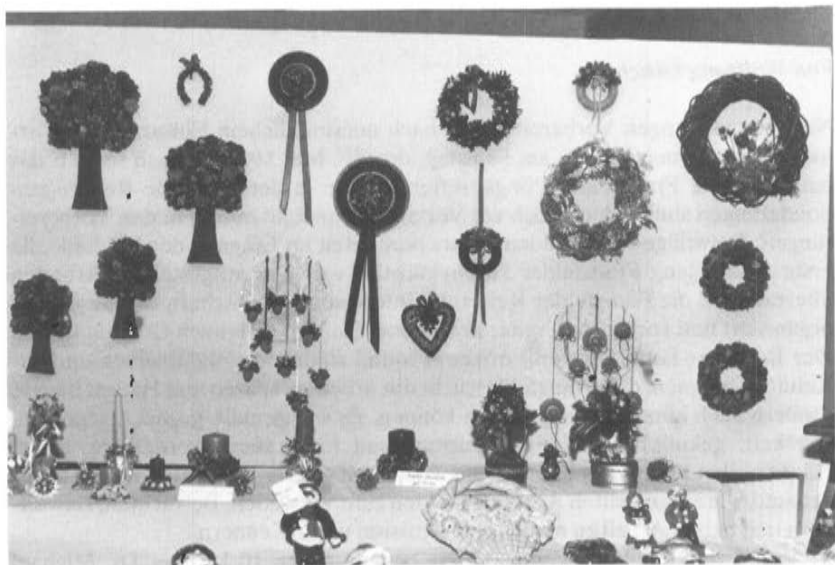
Familie Jakob Lay (Haus Nr. 181) im Jahre 1934.

Franzfelder Pfingsttreffen in Reutlingen-Sondelfingen

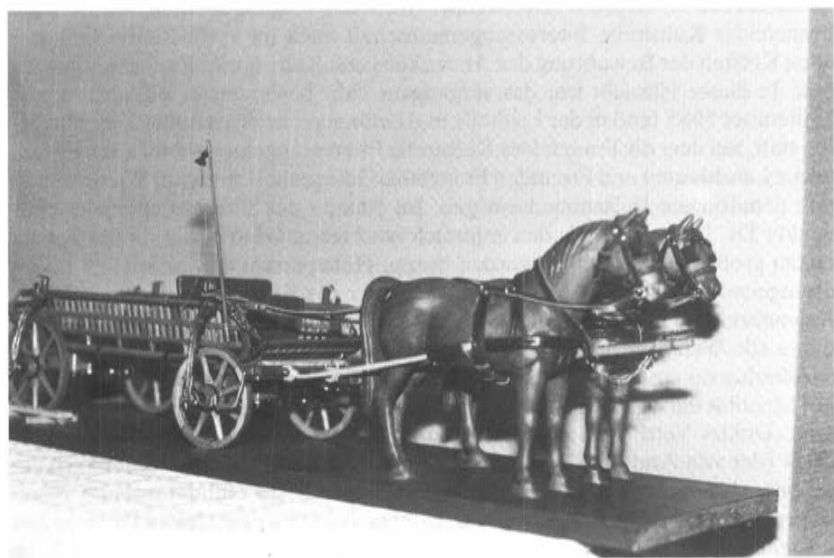
Von Wolfgang Gleich

Nach monatelangen Vorbereitungen, nach unermüdlichem Einsatz und selbstlosem Engagement war es am Samstag, den 17. Mai 1986, endlich soweit: das langerwartete Franzfelder Pfingsttreffen konnte in der Festhalle Reutlingen-Sondelfingen stattfinden. Noch am Vortag steckte man mitten in den Vorbereitungen: freiwillige Helfer jeden Alters bereiteten im Eingang der Festhalle die erste Ausstellung Franzfelder Hobbykünstler vor. Die ausgestellten Arbeiten überraschten die Franzfelder Kulturelle Interessengemeinschaft, die diesen Tag organisiert und vorbereitet hatte, sowohl was Quantität als auch Qualität betraf. Der Besucher konnte nur mit offenem Mund staunend stehenbleiben und zur Kenntnis nehmen, daß Franzfelder nicht nur arbeiten, sparen und Häuser bauen, sondern auch künstlerisch tätig sein können. Es war gemalt, gestickt, gegossen, gehäkelt, geknüpft, geschnitzt, geformt und fotografiert worden, ja, ganze Häuserzeilen Franzfelds hat man aus Pappe mit großer Liebe zum Detail nachgebaut. Alle ausgestellten Arbeiten lockten zum Verweilen, Betrachten, Bewundern und gaben Anlaß zu mancher Diskussion unter Kennern.

Der offizielle Teil der Veranstaltung begann gegen 10.15 Uhr. Dr. Michael Lieb, Vorsitzender der Franzfelder Kulturellen Interessengemeinschaft e.V., begrüßte die Vereinsmitglieder und interessierten Gäste zur Jahreshauptversammlung. Nach einer Gedenkminute für die Toten in der Heimat und die im vergangenen Jahr verstorbenen Landsleute gab er einen Überblick über die Vereinsarbeit im zurückliegenden Jahr. Wie in der Vergangenheit, so hatte sich die Franzfelder Kulturelle Interessengemeinschaft auch im verflossenen Jahr mit allen Kräften der Bewahrung des Andenkens und Kulturgutes Franzfelds gewidmet. In dieser Hinsicht war das vergangene Jahr besonders erfolgreich: am 7. September 1985 fand in der Lishalle in Reutlingen das Franzfelder Heimattreffen statt, auf dem die Franzfelder Kulturelle Interessengemeinschaft allen Franzfelder Landsleuten und Freunden Franzfelds Gelegenheit zu einem Wiedersehen und gemütlichen Beisammensein gab. Im Namen der Interessengemeinschaft dankte Dr. Lieb nochmals den zahlreich erschienen Gästen, die diesen Tag zu einem großen Erfolg hatten werden lassen. Höhepunkte der Arbeit der Interessengemeinschaft waren im vergangenen Jahr das Erscheinen des Franzfelder Kalenders 1986 mit einer Auflage von 1000 Exemplaren, der für die Landsleute, die in alle Welt zerstreut sind, nicht nur Kalender und Erinnerung ist, sondern darüberhinaus ein wichtiges Bindeglied und Mittel zur Bewahrung der kulturellen Identität darstellt, die Herausgabe des Buchs »So wars drhaam in Franzfeld« vom ‚Doktrs Vetr‘ (Dr. Fritz Hild), die Präsentation des Bildbandes »Franzfeld« (der von Andreas Rödler mit Unterstützung von Friedrich Kühbauch zusammengestellt wurde) während einer Feierstunde im Heimatmuseum Reutlingen und das Erscheinen des »Franzfelders«, der allen Franzfelder Landsleuten kostenlos zugesandt wird.



Ausstellung »Franzfelder Hobbykünstler« in der Festhalle in Reutlingen-Sondelfingen zu Pfingsten 1986.





Die ausgestellten Arbeiten gaben Anlaß zum Verweilen, Betrachten und zum Bewundern.



Wie jedes Jahr spendete die Interessengemeinschaft auch im vergangenen einen größeren Betrag für bedürftige Landsleute in Rumänien, um unter anderem auch eine Dankeschuld ein wenig abzutragen. Vielen Landsleuten ist nämlich noch in guter Erinnerung, daß sie, auf der Flucht vor Zwangsarbeit und Vernichtungslager, gerade in Rumänien herzliche Aufnahme und Unterstützung fanden. Dies wurde nicht vergessen.

Dr. Lieb begrüßte des weiteren besonders die Jahrgänge 1921 und 1931, die sich entschlossen hatten, dieses Franzfelder Pfingsttreffen zu ihrem Jahrgangstreffen zu nutzen. Überrascht zeigte er sich vom starken Widerhall, den die Ausstellung der Franzfelder Hobbykünstler gefunden hatte. Er dankte den Organisatoren dieser Ausstellung für ihren Einsatz, allen ausstellenden Künstlern und allen Mitgliedern des Ständigen Ausschusses, sowie den freien Mitarbeitern, wobei er besonders die Organisations- und Verwaltungsspezialisten Johann Schindler und Andreas Mohr hervorhob.

Nach Verlesung des Protokolls der Hauptversammlung des vergangenen Jahrs durch den Schriftführer Hans Stein, gab der Kassier Andreas Mohr einen ausführlichen Bericht über die finanzielle Situation der Franzfelder Kulturellen Interessengemeinschaft. Der Kassenprüfer Michael Schindler lobte die einwandfreie Kassenführung und solide finanzielle Grundlage der Gemeinschaft. Auf Antrag eines Mitglieds wurde die gesamte Vereinsleitung geschlossen und einstimmig entlastet. Am Anschluß daran verlieh Dr. Lieb im Namen der Franzfelder Kulturellen Interessengemeinschaft die goldene Franzfelder Ehrennadel an Herrn Johann Schindler, der nicht nur ein überragender Organisator ist, sondern sich immer unter den ersten befindet, wenn es darum geht, eine Arbeit tatkräftig in Angriff zu nehmen. Die silberne Ehrennadel wurde an Frau Theresia Rödler verliehen, die sich durch jahrzehntelanges Nähen von Franzfelder Trachten besondere Verdienste erworben hat.

Bei der anschließenden Aussprache kam vor allem der Unmut der Franzfelder über die traurige Tatsache zum Ausdruck, daß es zwei konkurrierende Organisationen gibt, die sich der Pflege der Franzfelder Tradition gewidmet haben. Viele Landsleute würden es gern sehen, wenn zwischen diesen Vereinen eine Zusammenarbeit entstünde. Es war sicher allen Landsleuten aus der Seele gesprochen, als Dr. Lieb erklärte, daß die Franzfelder Kulturelle Interessengemeinschaft wie in den vergangenen Jahren auch heute ihre Hand zur Versöhnung ausstrecke, auch wenn diese bisher von der anderen Seite immer zurückgewiesen wurde.

Kaum war die Hauptversammlung geschlossen, da strömten auch schon weitere Gäste in den Saal. Bereits um die Mittagszeit überstieg ihre Zahl 100 bei weitem und viele nutzten die Gelegenheit, bei einem gemeinsamen Mittagessen alte Freunde und Bekannte wiederzusehen und gemeinsame Erinnerungen auszutauschen.

Um 14.30 Uhr ging das Programm auf dem Friedhof Römerschanze weiter, nachdem es noch eine kleine Verspätung mit den Bussen gab, die die Franzfelder Kulturelle Interessengemeinschaft für den Weg von der Festhalle zum Friedhof zur Verfügung gestellt hatte – aber besonders hier zeigt es sich, daß selbst die



Franzfelder Pfingsttreffen 1986. Dekan Dr. Roland Vetter bei seiner Ansprache vor dem Franzfelder Gedenkstein auf dem Friedhof Römerschanze in Reutlingen. Rechts im Bild junge Franzfelder in Tracht.

perfekteste Organisation kleine Pannen nicht verhindern kann. Vielleicht sind es gerade solche kleine Verspätungen, die unser Leben erst menschlich und lebenswert machen. Dies scheint jedenfalls auch die Ansicht der Franzfelder Landsleute gewesen zu sein, die es nicht im geringsten störte, daß die Predigt zehn Minuten später als vorgesehen begann. Dekan Dr. Roland Vetter, allen Landsleuten durch seine eindringlichen und wortgewaltigen Predigten ein Begriff, feierte in der Aussegnungshalle einen Gottesdienst, um der Toten Franzfelds zu gedenken und an das nahe Pfingstfest zu erinnern. Wie nicht anders erwartet, hinterließ dieser Gottesdienst einen bleibenden Eindruck bei der versammelten Gemeinde. Am Franzfelder Ehrenmal fand ein abschließendes Gebet und die Erteilung des Segens statt.

Um 16.30 Uhr begrüßte Dr. Lieb, von der Franzfelder Trachtengruppe in ihren farbenprächtigen Trachten umrahmt, die in die Halle strömenden Landsleute und Freunde Franzfelds, darunter als Ehrengäste Dekan Dr. Roland Vetter, Herrn Hörz vom Kulturstadtrat Reutlingen in Vertretung des Reutlinger Oberbürgermeisters Dr. Manfred Oechsle, den Dichter Dr. Erwin Walter Stein und die Vertreter der Landsmannschaft. Herr Hörz übermittelte die Grüße des Oberbürgermeisters der Patenstadt Reutlingen und gab seiner Freude Ausdruck, bei diesem Franzfelder Pfingsttreffen Gast sein zu können – eine Freude, die alle Anwesenden ganz offensichtlich teilten. Dann erfreute Dr. Erwin Walter Stein die Zuhörer mit einer Lesung seiner beeindruckenden Gedichte, während

Landsmann Michael Leitenbergen überzeugend bewies, daß es sehr wohl möglich ist, auf gut franzfelderisch zu dichten und damit die Zuhörer zu fesseln. Barbara Hild und Barbara Stier führten vor, wie man auf franzfelderisch miteinander streiten kann und ernteten als »Kathi« und »Bewi« stürmischen Applaus dafür, daß sie den ganzen Saal zu herzhaftem Lachen animiert hatten.

Damit endete der offizielle Teil des Tages. Um 19.30 Uhr begann die Musik aufzuspielen. Die Franzfelder zeigten wieder einmal, daß sie jederzeit auf die Tanzfläche gelockt werden können. Weder Rumba, Walzer, Foxtrott oder Polka sind eine Herausforderung, der sie sich nicht stellen würden. Jung und alt schwang vergnügt das Tanzbein und anscheinend hatte sich mehr als nur ein Paar vorgenommen, keinen einzigen Tanz auszulassen. Wer dazu keine Lust hatte, nutzte den Abend, um Bekannte und Verwandte wiederzusehen, von denen einige bis aus Übersee angereist waren und manche sich seit 1944 nicht mehr gesehen hatten. Für das leibliche Wohl war ebenfalls jederzeit gesorgt, selbstverständlich durften auch original Franzfelder Bratwürste mit Kraut nicht fehlen!

So kam jeder der ungefähr 500 Gäste auf seine Kosten. Gegen 22 Uhr fand noch eine Verlosung statt, und als um ein Uhr die Kapelle zum letzten Tanz aufspielte, fand sich immer noch mehr als ein Dutzend unermüdlicher Paare ein, um diesen unvergeßlichen Tag zu beenden.



Die Franzfelder Kulturelle Interessengemeinschaft e.V. verlieh am 12. Juli 1986 Herrn Dr. Adam Krämer die goldene Ehrennadel anlässlich seines 80. Geburtstages im Haus der Donauschwaben in Sindelfingen. Im Bild von links: Dr. Michael Lieb, Dr. Fritz Hild, Dr. Adam Krämer, Friedrich Scheuermann und Andreas Rödler (Foto Jakob Bohn).



Im Hof von Josef Baumann, Haus Nr. 99 (1943).



Großfamilie Friedrich Dillmann um 1925.

Georg Hess (1885–1968)

Von Andreas Rödler und Wolfgang Gleich

Georg Hess ist eine der unfreiwilligen Hauptpersonen der Kurzgeschichte »Notärswahl in Großschmiedelsdorf«, die der Franzfelder Dichter Conrad Jakob Stein (Franz Feld) unter dem Pseudonym Konrad Jäger über ein Ereignis schrieb, das 1912 in Franzfeld stattgefunden hatte.

Georg Hess wurde am 6. November 1885 in Franzfeld geboren. Als Mittelschüler verdiente er seinen Unterhalt mit Erteilung von Nachhilfestunden. Und Dank eines Fonds zur Förderung begabter Schüler konnte er das Gymnasium in Panschowa besuchen und 1906 die Reifeprüfung ablegen. Vor und nach seiner einjährigen aktiven Militärdienst beim K.u.k Inf.-Reg. 44 Erzherzog Albrecht in Budapest praktizierte er im Gemeindeamt Franzfeld. Nachdem er alle seine Prüfungen mit Auszeichnung bestanden hatte, erwarb er am 2. Juli 1909 in Groß-Betschkerek das Diplom eines Gemeindevotärs.

Der Erste Weltkrieg unterbrach die Tätigkeit des Franzfelder Vizenotärs. Ende Oktober 1914 rückte Georg Hess freiwillig zu seinem Regiment ein und leistete Kriegsdienst bis August 1918. Er rüstete als Oberleutnant ab und wurde mit folgenden Auszeichnungen dekoriert: Goldene Tapferkeitsmedaille, Signum laudis, Verwundetenmedaille, Militärverdienstkreuz III. Klasse mit Kriegsdekoration und Schwertern, Karl-Truppenkreuz.

Im November 1918 wurde Georg Hess in Franzfeld zum Gemeindevotär gewählt, doch bereits 1923 wurde er – aus politischen Gründen – von den jugoslawischen Behörden in den Ruhestand versetzt. Bis August 1927, als er erneut einhellig zum Gemeindevotär berufen wurde, bewirtschaftete er seinen Familienbesitz. Nach der erneuten Pensionierung im Jahre 1929 war Georg Hess als Direktor der deutschen Zentralgenossenschaft in Neusatz tätig. Diese Aufgabe endete am 6. Oktober 1944, als er, wie viele andere, vor den anrückenden Russen flüchtete. Im Frühjahr 1945 fand er in Kirchheim/Teck Unterkunft, später in Fellbach und schließlich in Zuffenhausen.

Von März 1947 an war Georg Hess viele Jahre als Hauptgeschäftsführer im Hilfskomitee für die Evangelische Landeskirche aus Jugoslawien tätig. Bis ins hohe Alter hinein waren sein Rat, sein Beistand und seine Lebenserfahrung hochgeschätzt. Eine Zeitlang gehörte er dem Beirat für Flüchtlingsfragen im Stuttgarter Innenministerium an. Er war Mitbegründer der Landsmannschaft der Donauschwaben in Baden-Württemberg und gehörte lange Jahre deren Vorstand an.

Georg Hess war mit Barbara geb. Jahraus verheiratet; von seinen zwei Söhnen ist einer aus dem Krieg nicht mehr zurückgekehrt.



Oberleutnant Georg Hess
(1885–1968) im Jahre 1917.

Ich bitte nicht um Ehr' und Ruhm,
So sehr sie Menschen rühren.
Des guten Namens Eigentum
Laß mich nur nicht verlieren!
Mein bester Ruhm sei meine Pflicht,
Der Ruhm vor Gottes Angesicht
Und frommer Freunde Liebe.

Chr. F. Gellert

Meinem Freunde Leutnant Georg Hess

(Gelegentlich seiner Dekoration mit der goldenen Tapferkeitsmedaille)

Von J. Neubauer

Arbeit – dem Nächsten zum Wohle – von Tag zu Tag,
Bereitwilligst jedem zu Dienste, soweit es ein Mensch vermag,
Des Berufes getreue Erfüllung, still, ernst und gewissenhaft,
Ohne Gepränge und Lärm – bescheiden, wie die Biene schafft.
In allem nur ein Ziel strenge vor Augen stets haltend:
Die treue Erfüllung der Pflicht von morgens früh bis spät am Abend.

Das war seit Jahren Dein Wirken und Schaffen,
Das Pflichtgefühl ließ Deine Kräfte niemals erschaffen.
Die Menge der Arbeit – sie stahlte noch Deinen Willen:
Ich muß es vollbringen – ich muß es bezwingen!
Und es gelang Dir – Du standest nie stille
Im Gewühle der Arbeit – stets siegte der eiserne Wille.

Da zogen herauf des Gewitters unheimliche Wolken
Grauenhaft finster, als ob sie verschlingen uns wollten.
Der Feinde unzählige Scharen bedrohte das friedliche Heim,
Zu den Waffen! – erscholl der Ruf, denn es brach der Krieg herein.
Das Gespenst des Krieges, vor dem alles erbebte,
Es pochte mit Wucht an die Tore der Hütten und Paläste.

Wie ein Brausen des Sturmes erscholl der Ruf uns allen:
Auf! Die Waffen ergreift, es nahet der Feind – wir dürfen nicht fallen!
Über Nacht brach die Zeit des Schreckens mit Macht herein,
Gleich dem heulenden Sturm des Gewitters, plötzlich – nach Sonnenschein.
... Da zogest auch Du, des Vaterlands heiligen Boden zu schützen, hinaus
Freiwillig, denn es litt Dich nicht länger in Vaters Haus.

Du zogest hinaus, das Herz voller Hoffnung, voller Begeisterung,
Es begleitete Dich unsere Achtung und stolze Bewunderung.
Und gar bald standest Du mitten im Getöse der Schlachten,
Wo unsere Truppen der Heldentaten so viele vollbrachten.
Da war vergessen das stille Schaffen, der Friedensgeist,
Des Berufes eintönige, ernste und ruhige Arbeit.

Und ein Getöse des Kampfes wo das Leben des Mannes nicht teuer.
Deiner Begeisterung Funke bald wurde zum lodernden Feuer.
Es riß Dich mit ... Du stürmtest voran, nicht achtend der vielen Gefahren,
Nicht fürchtend der Feinde unzählige Scharen.

Selbst im Schlachtengetöse, da kanntest Du nur eine Pflicht:
»Vorwärts! – mir nach! – Der Feind, er darf siegen nicht!«

Ich sehe Dich stürmen, an der Spitze der tapferen Streiter,
Sie folgen dem wackeren Führer – vorwärts, immer weiter –
Bis des Feindes unzählige Massen fluchtartig weichen
Und das Schlachtfeld besät ist mit blutigen Leichen
Und Du mit den Wenigen stehst denn, siegreich da,
Einstimmst in den Ruf deiner Getreuen: »Eljen a magyar haza!«

Ja, Wunder schuf Dein tapferes Beispiel unter den treuen Soldaten,
Der zehnfache Feind, er ist vernichtend geschlagen.
. . . Und in der Ferne, . . . daheim,
Im trauten, stillen Kämmerlein,
Da betet das Mütterchen, innig und warm:
»Gott schütze mein Kind, mit Deinem Arm!!

Ja Gott schütze Dich, tapferer Held, der Du für uns kämpfest und streitest,
Gott gebe es, daß Du noch viele Erfolge erreichst,
Und dann mit den Siegern heimkehrst, als Stolz der Gemeinde:
Gott gebe es, dies wünschen von Herzen Deine Bekannten und Freunde,
Daß Du das . . . Zeichen der Königlichen Huld und Tapferkeit
Tragen mögest, als Vorbild der Jugend, lange, lange Zeit.



Franzfelder Polizisten und Wächter um 1930. Von links stehend: Peter Eder, Friedrich Koch, Michael Morgenstern, Friedrich Metzger und Andreas Scheuermann. Sitzend v.l.: Unbekannt, der Wachtmeister (ein Serbe) und Adam Groß.

Notärswahl in Großschmiedelsdorf

Eine Geschichte aus Ungarn von Konrad Jäger

Vorbemerkung

(Hinter dem Pseudonym (Deckname) Konrad Jäger verbirgt sich der Name des Dichters Conrad Stein. Großschmiedelsdorf steht an Stelle seiner Heimatgemeinde Franzfeld. Nachstehende Geschichte erschien erstmals in der Zeitschrift. »Deutsch-Oesterreich« Jg. I, Heft 39, S. 872-875).

Um die Zeit, als diese wahre Geschichte einsetzt, herrschte in Großschmiedelsdorf als Notär und unumschränkter Gebietiger – soweit sich der Herr Stuhlrichter nicht in die Angelegenheiten des Dorfes mischte – der alte Hans Wagenthaller. Das war ein schwäbisches Dorfkind, der es in seiner Jugend beim Militär bis zum Rechnungsfeldwebel gebracht hatte, dann aber in den Verwaltungsdienst übertrat und zum Notär seiner Heimatgemeinde gewählt wurde. Damit war sein Ehrgeiz endgültig befriedigt, und er oblag seines Amtes mit rühmlichstem Eifer, so sehr, daß er selbst Anschwärmungen ruhig über sich ergehen lassen konnte. Daß er bei aller Fürsorge, die er seiner Heimat angedeihen ließ, auch noch ein treuer Hausvater war, der seine und seiner Lieben Zukunft nicht vergaß, ist natürlich. Unter seinem Regimente nahm Großschmiedelsdorf einen gewaltigen Aufschwung; fünf Stunden in der Runde galt es als Mustergemeinde und Stolz des ganzen Komitates. Der alte Wagenthaller aber genoß sowohl bei der allerhöchsten Erdenmacht, bei dem gestrengen Herrn Stuhlrichter, wie auch bei seinen ihm untergebenen Dorfsassen das unumschränkteste Vertrauen. Und was in Ungarn das allermerkwürdigste war: er mißbrauchte während seiner schier dreißigjährigen Amtsführung dieses Vertrauen in keiner Weise und nie. Er selbst war all seine Tage ein freundlicher, bescheidener Herr geblieben, der mit seinen Bauern schwäbisch redete. Die Jüngeren duzte er, nach Sitte und Gebrauch des Dorfes, den Aelteren jedoch versagte er den Ehrenanruf »Vetter« nie.

So war er denn nicht nur ein sehr mächtiger, sondern auch ein sehr beliebter Herr, der mit allen Leuten gut auskam und sich auch mit dem Pfarrer vorzüglich vertrug.

Doch an alter Götzen Stelle treten neue Götter.

Die Herren Stuhlrichter, die mit der Amtsgebarung des alten Wagenthaller aufs äußerste zufrieden waren, wurden Ober- und Vizegespäne, oder Reichstagsabgeordnete, oder auch alte Pensionisten und an ihre Stellen traten neue Leute mit neuen Idealen erfüllt. Und obgleich auch die an der Verwaltung von Großschmiedelsdorf nicht das geringste auszusetzen fanden, vermerkten sie es doch sehr übel, daß der Notär, der das leuchtende Vorbild seiner Gemeinde hätte sein sollen, nur sehr schlecht madjarisch und am liebsten deutsch sprach.

Das hatte freilich zunächst für den Notär noch keine üblen Folgen.

Freilich nur zunächst.

Dann aber erinnerte sich plötzlich ein junger tatendurstiger Schulinspektor an

die Tatsache, daß Großschmiedelsdorf doch auch in Ungarn läge. Wie aber in Ungarn nur ein Gott verehrt werden dürfe, so müsse auch nur eine Sprache zur alleinherrschenden gemacht werden. Daß dies nur die madjarische sein könne, daran war nicht zu zweifeln. Um aber seinem Ideale, der Einsprachigkeit des Landes, näherkommen zu können, schickte er die alten Lehrer einfach in Pension, an ihre Stelle traten zwei jugendlich überschäumende Bannerträger der madjarisch-nationalen Idee.

Die Apostel neuzeitlich madjarischer Kultur erwartete in Großschmiedelsdorf kein kleines Stück Arbeit. An einer dreifachen Mauer prallten ihre Bemühungen ab. Da war einmal die Abneigung der Bevölkerung gegen die neue Schulmethode; dann kam des Pfarrers Böswilligkeit, der ebenfalls auf die allerschärfste Weise Front machte gegen die Tätigkeit der Bannerträger.

Des Pfarrers Widerstand nährte naturgemäß auch die Widerhaarigkeit der Dorfleute; um wenigstens den gefährlichen unpatriotischen Priester unschädlich zu machen, wandten sich die Zwei an den Notär. Er sollte mit seinem Einfluß den Pfarrer kalt stellen. Und da stießen sie gegen alle Erwartung und unversehens gegen eine dritte und am schwersten umzurennende Mauer. Es war dies das Ruhebedürfnis des alten Wagenthaler. Der war zu einem Kampf nicht mehr zu haben.

Sie haben ja ganz recht, pflegte er zu sagen, wenn ihm die Bannerträger mit Klagen kamen, ganz recht meine Herren. Die neue Zeit stellt neue Forderungen, aber wir Alten können nicht mehr umlernen, darum müssen Sie uns schon so hinnehmen, wie wir einmal sind. Der alte Herr – er meinte damit den Pfarrer, gegen den die Klagen hauptsächlich gerichtet waren – ist ein aufrichtiger Freund des Volkes und er meint es gut, drum halten Sie Frieden mit ihm. Um meinetwillen, bat er, um meinetwillen.

Mehr war vom alten Wagenthaler nicht zu erreichen.

Die beiden Bannerträger hielten Kriegsrat und zogen dem auch Moritz Kemeses, den Kaufmann en gros und en detail, der damals schon schöne Geschäfte in Wechseln, Getreide und Patriotismus machte, bei. Und der wackere Patriot mosaischer Konfession fand zuerst das erlösende Wort: der alte Wagenthaler, mit dem er ohnehin nicht auf bestem Fuße stand, mußte fort.

Der eine der beiden Bannerträger Tontschi Dutko, der sich vor noch nicht allzulanger Zeit um eine blanke Krone den wunderschönen Namen Döri gekauft hatte, setzte sich darum nieder und schrieb einen Bericht an den Schulinspektor, und der tat das Seine.

Von da an hatte der alte Wagenthaler böse Tage. Da man ihn nicht absetzen konnte, mußte man ihn aus seinem Amte hinausärgern. Im Grunde genommen hatte er es ja nicht verdient, das ward halb und halb zugegeben – dennoch – über allen kleinlichen Rücksichten, die ein Privatmensch nehmen konnte, stand die eiserne Notwendigkeit – das Gebot der Vaterlandsliebe, das ein Zaudern und Markten nicht duldete.

Zwei Jahre widerstand der alte Wagenthaler den auf ihn eindringenden Wogen. Dann dachte er sich etwas, das er aber nicht sagte, setzte sich nieder und

schrieb sein Gesuch um Enthebung von seinem Posten. Gerne und rasch ward ihm das bewilligt.

Nun trat ein größerer Augenblick an die Großschmiedelsdorfer heran: nach irgend einem dummen, alten Gesetze sind in Ungarn die Gemeinden befugt, ihren Notär selbst zu wählen. Bewerben darf sich jeder dazu Geeignete, doch gewöhnlich ist es so: Man nennt dem Stuhlrichter diejenigen der Bewerber, die unter der Bevölkerung Anhang haben, daraus wählt der Stuhlrichter drei, und von diesen offiziell aufgestellten Kandidaten wird der mit Stimmenmehrheit Gewählte Notär.

Nach Wagenthalers Abdankung fuhren drei Abordnungen aus Großschmiedelsdorf zum Stuhlrichter. Jede empfahl ihm einen ganz besonders berücksichtigungswerten Mann zur Kandidatur.

Die erste ward vom Richter geführt, bestand aus sechs Mitgliedern, behauptete im Auftrage aller Wähler Großschmiedelsdorfs zu kommen und erbat die Kandidatur Hugo Heidrichs, eines jungen Mannes, der früher Jahre hindurch unter Wagenthalers Leitung im Dorfe wirkte. Es war ein tüchtiger Mensch, der auch schwäbisch redete. Der Stuhlrichter nickte huldvoll und versprach das Seine zu tun.

Die zweite war von Jakob Menzer geführt und behauptete im Namen aller Großschmiedelsdorfer überhaupt zu sprechen, als sie dem Stuhlrichter den Notariatskandidaten Sepp Wolff zur Kandidatur empfahl.

Sepp Wolf war ein Großschmiedelsdorfer Kind, der alle Schulen mit bestem Erfolge durchlaufen hatte und gern Advokat geworden wäre. Weil aber sein Vater ein armer Mann war, mußte er nach halbjährigem Aufenthalte an der Universität das Studium der Rechte an den Nagel hängen. Auch er hatte seine Praktikantenzeit in Wagenthalers Kanzlei verbracht und auch ihm ward nur das Beste nachgesagt. Der Stuhlrichter nickte wieder huldvoll und versprach das Seine zu tun.

Die dritte Abordnung bestand nur aus drei Mann. In ihr stand die patriotische Dreieinigkeit vor dem Stuhlrichter – die beiden Lehrer und Moritz Kemenes, der Kaufmann. Nicht im Namen irgendeiner Großschmiedelsdorfer Partei sprachen sie – sie sprachen im Namen des Vaterlandes. Und ihr Kandidat war ein Patriot, überdies hatte er die Freundin einer Großnichte des Obergespans zum Weibe. Deutsch konnte er kaum und dies war sein allergrößter Vorzug. In Großschmiedelsdorf war er nicht unbekannt – er hatte einmal eine Weile in Wagenthalers Kanzlei gearbeitet, doch entließ ihn der Alte, dieweil er ihn auf keine Weise verwenden konnte.

Der Stuhlrichter schüttelte den Patrioten die Hand:

Meine Herren, Ihr Wunsch deckt sich mit dem meinen. Der junge Patriot ist mir schon von sehr einflußreicher Seite empfohlen worden – er wird Notär.

In Großschmiedelsdorf herrschte fabelhafte Erregung. Die beiden Parteien entfalteten eine schier nicht mehr zu überbietende Tätigkeit. Die Partei Wolfs vergrößerte sich von Tag zu Tag und schien siegesgewiß.

Abseits von den zwei großen Parteien stand die patriotische Dreieinigkeit.

Die beiden Bannerträger waren trotz der stuhlrichterlichen Zusage in steten Sorgen. Doch Moritz lächelte. Er wußte, der Stuhlrichter hielt diesmal unbedingt Wort.

Endlich kam der große Tag, der Tag der Wahlschlacht.

Die Heidrichpartei, im Gefühle ihrer Unsicherheit, zog dem ausschlaggebenden Herrn des Tages, dem Stuhlrichter mit einer blumengeschmückten Musikantenbande entgegen, um ihn für sich zu gewinnen. Am Bahnhofe erwartet hatten ihn aber die Drei, die die Partei des Patrioten Pal Fekete bildeten. Für diese Partei hatte Moritz im Stillen geworben und – sich eingerechnet – hatte er auch schon sechs ganz sichere Wähler aufgebracht.

Die Wolfpartei, ihrer Sache sicher, und sich unabhängig von der stuhlrichterlichen Gunst vermeinend, stand abseits und harpte der kommenden Dinge.

Der Stuhlrichter betrat nun die Rampe des Gemeindehauses, räusperte sich, sprach einige einleitende Worte, warf mit einer Unzahl von Gesetzesparagraphen um sich und kam dann auf die Nennung der wählbaren Bewerber.

Seine Stimme dröhnte, als er nun anhub:

An erster Stelle kandidiere ich den bisherigen Hilfsnotär von Klein-Apfelsdorf: Pal Fekete.

Ein Murren der Enttäuschung ward hörbar in beiden Lagern der Großschmiedsdorfer. Die Kandidatur an erster Stelle bedeutete, daß die »oben« am beliebtesten wäre. Doch war man entschlossen, diesmal diesem deutlichsten Winke nicht zu folgen.

An zweiter Stelle kandidiere ich den Vizenotär Stefan Henger, sprach der Stuhlrichter nach einer kleinen Pause.

Dieser Mann war in Großschmiedsdorf ganz unbekannt; entrüstete Rufe beantworteten diese Nennung.

Ein spöttisches Lächeln überflog die Züge des Stuhlrichters, als er nun den Namen des dritten Bewerbers ausrief.

An dritter Stelle ward ein Herr namens Alsöldi kandidiert, in Großschmiedsdorf so unbekannt, wie Herr Henger.

Eine bisher im Dorfe noch unerhörte Bewegung ergriff die Bevölkerung. Die noch soeben einander feindlich gegenübergestanden waren, vereinigten ihre Stimmen zu gewaltigen Protestrufen.

Lächelnd war der Stuhlrichter in das Amtszimmer des Notärs getreten. Was er getan, schien ihm ein köstlicher Spaß. Die Enttäuschung und Wut der Bevölkerung kümmerte ihn nicht. Ihm konnte nichts geschehen. Vorsorglich hatte er schon tags vorher ein Dutzend Gendarmen nach Großschmiedsdorf beordert und die standen mit aufgepflanztem Bajonett und schußbarem Gewehre da und wachten über jedes Häuschen auf seinem Haupte.

Der Stuhlrichter meinte, nun werde sich die Menge in ihrem Aerger entweder zerstreuen und das Feld den seinen Willen gefügigen Sechs überlassen, oder aber dennoch den ihr bekannten Pal Fekete wählen.

Doch diesmal täuschte er sich. Die Großschmiedsdorfer Pangermanen durchschauten seinen Plan, und ohne daß sich die beiden Parteien gegenseitig

verständnis hätten, wählten sie einstimmig den dritten Kandidaten. Der Stuhlrichter war wütend und rief den armen Alsöldi, der an seiner Wahl ganz unschuldig war, zu sich.

Sie werden von der Bewerbung zurücktreten, herrschte er ihn an, sonst werden Sie so lang ich lebe, nicht Notär.

Der arme Teufel wurde bleich wie Kalk und verbeugte sich.

Der Stuhlrichter trat wieder auf die Rampe hinaus: Herr Alsöldi hat auf seine Wahl verzichtet, dröhnte sein Ruf durch den Trubel. Ein vielhundertstimmiges Lachen und Abzugschreien erscholl, dann aber ging es wie ein Lauffeuer durch die Reihen: »Der zweite heißt Henger.« Und »Henger« war jetzt die Losung.

Der Auftritt von vorhin wiederholte sich im Amtszimmer und auch Herr Henger erklärte zurücktreten zu wollen von der Kandidatur.

Entrüstete Pfui- und Abzugrufe waren die Antwort auf diese Mitteilung des Stuhlrichters. Die Menge schien nicht übel Lust zu haben, das Gemeindeamt anzugreifen. Der Stuhlrichter gab dem Gendarmeriewachtmeister einen bedeutenden Wink. Der kommandierte »Fertig« und zwölf Gewehre streckten drohend ihre Läufe den Schwaben entgegen.

Jedoch die Großschmiedelsdorfer waren nicht so dumm, wie der Herr Stuhlrichter glaubte. Auf Blutvergießen wollten sie es nicht ankommen lassen. Sie machten darum »Kehrt« und gingen heim, jeglicher in sein Haus. Nur die Partei der Sechse blieb, und auf das Zeichen ihres Führers Moritz brachen die in ein »stürmisches« Eljen Fekete, Eljen Fekete aus.

Damit war die Wahl des Notärs beendet und Herr Pal Fekete war des alten Wagenthalers Amtsnachfolger.

Vergeblich war es, daß der Richter dem Stuhlrichter Wortbruch vorwarf und ihm die Wahlakten vor die Füße schmiß. Vergänglich wandte sich die Gemeinde an den Obergespan, dessen Großnichte bekanntermaßen eine Freundin der nunmehrigen Notärin von Großschmiedelsdorf war, vergeblich auch wandten sich die Unzufriedenen an das Innerministerium: der madjarische Patriotismus, dessen Sendbote Herr Pal Fekete war, hatte gesiegt, der Pangermanismus, diese Pest, war unterlegen . . .

Es weile auf der Vorwelt unser Blick!
Die Vorwelt soll uns tief im Herzen wühlen,
daß wir uns ganz mit ihr zusammenfühlen
in ein Geschlecht, ein Leben, ein Geschick.

Lenau

Franzfeld und Liebling – zwei Gemeinden mit historischen Namen

Von Johann Möhler

Franzfeld wurde im Jahre 1791 unter Kaiser Leopold II. gegründet. Der Ort erhielt mit »Allerhöchster Entschliebung« den Namen Franzfeld nach dem Erzherzog Franz, dem späteren Nachfolger des Kaisers Leopold II. Diesen Namen trug das Dorf über 100 Jahre, bis es um 1900 den ungarischen Namen Ferenczhalom erhielt, den es bis Kriegsende 1918 hatte. Anschließend hieß es wieder kurze Zeit »Franzfeld«. Im neuen Königreich Jugoslawien wurde es in »Kraljevicevo« umbenannt. Nach der Besetzung des Banates durch deutsche Truppen im April 1941 kam der ursprüngliche Name Franzfeld bis zum Oktober 1944 wieder zu seinem Recht. Gegenwärtig heißt die Gemeinde »Kačarevo«.

Liebling wurde einige Jahre früher als Franzfeld unter Kaiser Joseph II. gegründet. Nach einer alten Überlieferung hat die Gemeinde ihren schönen Namen von Kaiser Joseph selbst erhalten. Der Kaiser sei, so erzählt man sich, im Türkenkrieg des Jahres 1788 durch die junge Gemeinde gefahren und habe bei dieser Gelegenheit zum versammelten Volk gesagt: »Die Protestanten sind meine Lieblinge darum soll der Ort Liebling heißen.«

Auch Adam Müller-Guttenbrunn erzählt diese Geschichte in etwas anderer Form in seinem Roman »Joseph der Deutsche«. Nachdem er den schrecklichen Türkenkrieg und die Not der kaiserlichen Truppen, an deren Spitze der Kaiser selbst stand, geschildert hat, fährt er wörtlich fort:

»Joseph hatte keine Eile nach Wien zu kommen. Er reiste langsam und duldete zum ersten Male einen Arzt in seinem Gefolge. Sein Weg führte durch ein gebrandschatztes, ausgeplündertes Land. Und leer schien es zu sein. Wo waren seine Schwaben? Schüchtern kehrten die in die Berge, in die Wälder Geflüchteten da und dort in ihre Dörfer zurück und begannen mit dem Wiederaufbau derselben. Erschüttert fuhr der Kaiser durch dieselbe evangelische Gemeinde, die er im Frühling in ihrer jungen Blüte gesehen. Das Dorf hatte noch keine Kirche, aber es sah schon ganz stattlich aus und besaß ein deutsches Schulhaus, in dem auch der Gottesdienst abgehalten wurde. Nichts war stehen geblieben von dem Dorfe als dieses Schulhaus. Und der junge, blonde Pfarrer, den er im Frühling bestätigte, sammelte dort soeben seine Herde, die in alle Winde verscheucht gewesen, wieder. Es war Johann Herrmann, der Sachse aus Nieder-Neudorf, in Siebenbürgen. Und neben ihm stand seine stattliche Frau, die Schwäbin Justina Alberti aus Temeschwar.

Noch hatte das Dorf keinen endgültigen Namen, noch war alles im Fluß, noch wurden die Felder zugemessen, da kam der Krieg. Der tapfere Seelsorger aber sammelte als erster seine Glaubensbrüder und verlas, auf der Schwelle des Schulhauses stehend, die Namen derer, denen Haus und Hof zugeeignet und die berufen waren, sie wieder in Besitz zu nehmen. »Johann Almendinger«, las er, und ein kräftiges »Hier!« antwortete ihm. »Joseph Bittner, Kaspar Würthle, Jo-



Hauptstraße und evangelische Kirche in Liebbling (rumänisches Banat).

hann, Muntz, Johann Weidenbach, Michael Schmelzle, Peter Welker, Johann Weber, Valentin Theiß, Ludwig Stengel, Georg Gimbele, Christian Eberle – so las er an hundert Namen, und das ‚Hier‘! blieb nur in wenigen Fällen aus. Plötzlich unterbrach ihn die Frau Pfarrer, denn es nahten zwei Reisewagen und hielten vor dem Schulhause an. ‚Leute‘! rief der Pfarrer, ‚uns ist Heil widerfahren; der Kaiser, der uns im Glück gesehen, kommt um unser Elend zu schauen . . .‘ Der Pfarrer näherte sich voll Demut dem Wagen, aus dem eine müde Hand ihm zuwinkte. Und die Männer folgten ihm.

‚Eure junge Gemeinde hat viel gelitten‘, sagte der Kaiser traurig. ‚Aber ich sehe, Ihr verzweifelt nicht.‘

‚Euer Majestät, es fehlen nur wenige. Wir wollen die Gemeinde wieder aufrichten und auf Gott vertrauen‘, sprach der Pfarrer.

‚Das tut meinem Herzen wohl, Kinder. An meinem Beistand soll es nicht fehlen. Ich widme Euch einstweilen tausend Dukaten.‘

Und zu den Leuten gewendet, die er einst in Ulm gesehen, sagte er: ‚Haltet fest an der neuen Heimat, Ihr deutschen Männer. Ihr seid meine Lieblinge in diesem Lande.‘ Und sein Wagen fuhr langsam weiter.

Unter Freudentränen blieb die Gemeinde zurück. Der Pfarrer aber stimmte das Lied an ‚Nun danket alle Gott‘. Und die Weiber und Kinder, die auch herbeigeeilt waren, sangen es unter freiem Himmel mit, andächtig wie ein Gebet. Sie hatten die verlorene Heimat wieder. Und als sie geschlossen, sagte der Pfarrer fröhlich zu ihnen: ‚Jetzt hat uns der Kaiser selber einen Namen gegeben. Wenn es Euch genehm ist, wollen wir die Gemeinde ‚Liebling‘ heißen.‘

Die Frau Pfarrer umarmte ihren Mann für diesen Einfall; er sei wunderschön, sagte sie. „

Und sie stimmten ihm alle zu, Liebling soll ihr Schwabendorf heißen. Johann Herrmann aber schrieb am nächsten Tag auf das erste Blatt des Kirchenbuches, das er jetzt anlegte, die Worte:

„Liebling ist unser Name! Gedenket es, ihr künftigen Geschlechter von deutschen Eltern. Wir grüßen euch! Und wir überantworten euch unser Erbe in treue Hut! Joseph der Andere, den die Geschichte einst den Deutschen nennen mag, hat uns Bauern hierher gesetzt, als Schirmherr unseres evangelischen Glaubens, als Wardein der Mühseligen, die er aus der Hörigkeit in die Freiheit geführt. Ihm sei ewiger Dank. Seine Lieblinge in diesem Schicksalsreichen und doch so gesegneten Lande hat er die Deutschen genannt!

Gedenkte dessen, ihr künftigen Geschlechter!

Ich, der Sachse aus dem Lande der Siebenburgen, Sohn des ehrwürdigen Pfarrers Johann Herrmann und seiner vielgetreuen Frau Maria Brandscher, bezeuge des Kaisers Wort durch meine Unterschrift:

Octobris, 30., 1788 Johann Herrmann, Pfarrer.“

Das ist eine Überlieferung des Volkes, die der Dichter zu einer wunderbaren Erzählung umgestaltet hat.

Geschichtlich nachweisbare Tatsache ist, daß im Jahre 1786 die Kameraladministration in Wien im Banat acht neue Dörfer angelegt und für die bereits angekommenen Siedler ausgemessen hat. Als der damalige Kameraladministrator Freiherr von Vecsey, der die Ansiedlung der Dörfer leitete, den Kameralassessor von Valbrun fragte, welcher von diesen Orten den besten Grund habe, antwortete er, die Pußta Brist. Nun, sagte der Freiherr, hier sollen die Protestanten angesiedelt werden. Also erwiderte Valbrun: »So wird man diesen Ort Ihnen zu Ehren Vecseyhausen nennen«. „Nein“, sagte der Freiherr: „Er soll Liebling heißen, denn die Protestanten sind meine Lieblinge.“

So ist Liebling zu seinem Namen gekommen, und die Einwohner waren immer stolz darauf.

Über 120 Jahre hatte die Gemeinde ihren stolzen Namen getragen. Im Jahre 1911 wurde sie im Zuge der Magyarisierungswelle auf den Namen Kedvenc umbenannt. Die Lieblinge waren über diesen Willkürakt empört und haben dagegen protestiert. Als aber diese Proteste nichts nützten, haben sie ein Gesuch, das mit vielen hundert Unterschriften versehen war, an den Kaiser Franz Joseph I. gerichtet. Eine Abordnung ist mit diesem Gesuch nach Wien gefahren und hat es bei Hofe eingereicht. Es hat keine drei Monate gedauert und die Gemeinde hat ihren alten, hochgeschätzten Namen wieder zurückbekommen. Darauf haben die Lieblinge mit einem imposanten Fackelzug, alle Fenster im Ort waren festlich beleuchtet, diesen Tag gefeiert.

Nach dem Ersten Weltkrieg ist Liebling im Jahre 1920 an Rumänien gefallen. Die neuen Herren haben sich bis heute nicht gewagt, den Namen der Gemeinde zu ändern.

Während des Zweiten Weltkrieges besuchte 1943 ein Musikkorps der Wehrmacht die Gemeinde und gab dort ein Konzert. Am nächsten Tag sollten die Soldaten verabschiedet werden. Die Mädchen, die von dem Besuch schon vorher wußten, hatten für jeden ein Taschentuch als Geschenk vorbereitet, mit dem eingestickten Monogramm »Liebling«. Die Soldaten waren über diese kleine Aufmerksamkeit erfreut. Einer aber sagte: »Hoffentlich glaubt meine Frau, daß das Wort Liebling ein Ortsname ist und nicht etwas anderes bedeutet.«

Die Lieblingler, die heute in der ganzen Welt zerstreut leben, gedachten im Jahre 1986 der vor 200 Jahren erfolgten Ansiedlung ihres Ortes. Die Gemeinde Legelshurst, wo viele unserer Landsleute wohnen, hat die Patenschaft über die Lieblingler übernommen. Dort wurde ein Gedenkstein aufgestellt und eine Heimatstube eingerichtet.

Franzfeld wird fünf Jahre später diesen Gedenktag begehen. Man kann der Äußerung von Dr. Michael Lieb im Franzfelder Heimatbuch nur zustimmen, wo es heißt: »Der Fluch aber, der anscheinend über dem Banat liegt, hat auch hier bewirkt, daß weniger als 200 Jahre vergingen, bis die Ansiedlung zunichte wurde und in fremde Hände überging.«

Alles, was die Vorfahren mit so viel Fleiß und Hingabe geschaffen haben, ging verloren. Was geblieben ist, ist nur die Erinnerung.



Familie Matthias Barth,
Haus Nr. 494 (1918).



Familie Josef Morgenstern (Pant. Pusta) im Jahre 1935. Stehend von links: Georg Morgenstern, Josef Morgenstern, Christine Morgenstern geb. Beringer, Käthe Schwanzer geb. Margrandner, Christian Supper. Sitzend v.l.: Katharina Morgenstern geb. Malthaner, Juliana Margrandner geb. Morgenstern, Christine Ulmer geb. Morgenstern, Katharina Supper geb. Morgenstern. Vorne: Josef Morgenstern und Theresia Ulmer.



Familie Jakob Merkle (Maurer), Haus Nr. 266 (1935).

Aufzeichnung über die Franzfelder Sippe Morgenstern

Von Andreas Rödler

Bei der Ansiedlung Franzfelds wurde als erster Balthasar Morgenstern genannt. Er wurde der Stammvater der Sippe »Baltzers«. Bei der zweiten Ansiedlung ist Karl Friedrich Morgenstern aus dem Elsaß dazugekommen. Er wurde »Franzos« genannt und soll ein »Freiherr von Schwingens« gewesen sein.

Conrad J. Stein (Franz Feld) schreibt in seinen Aufzeichnungen, daß er einen Trauschein von K. F. Morgenstern und einem Edelfräulein Theresia Hirlemann oder Baroness Hirlemanda besitzt.

Der Reiteroffizier desertierte während des Napoleonischen Krieges, war zum Tode verurteilt, ver- und entführte das Edelfräulein Hirlemanda. Ob er das vor oder nach seiner Desertation getan hat, ist unbekannt. Man könnte annehmen, daß er desertierte, um Theresia Hirlemann zu entführen. Nach unbeschreiblichen Abenteuern unter fortwährender Lebensgefahr kam er mit seiner Ange-
trauten und einer Tochter um 1800 in Franzfeld an. Am 2. April wurde dem Ehepaar ein Sohn Karl Josef geboren, der im Alter von sieben Monaten starb. Der zweite Sohn Friedrich Karl wurde am 25. Februar 1810 geboren und starb am 10. August 1810, so auch Theresia Morgenstern geb. Hirlemann nach langer Krankheit.

Die Tochter Theresia Morgenstern aus erster Ehe heiratete am 14. April 1827 Martin Hallabrin, der um 1799 geboren wurde, so wie auch Theresia Morgenstern. Karl Friedrich Morgenstern heiratete am 26. Oktober 1811 Barbara Heidenreich, von der sich die Nachkommen der Franzosen Morgenstern zu einer großen Sippe entwickelten.

In den Fußstapfen seines Urgroßvaters ist C. J. Stein – so auch Dr. Erwin W. Stein in des Urgroßvaters Fußstapfen – zum Dichten gekommen.

Die Familie Morgenstern besaß das Bild des Husaren und ein Gedicht, das von dem Ansiedler Karl Friedrich Morgenstern hinterlassen wurde. Dieses Gedicht haben die Geschwister Juliana, Katharina und Barbara geb. Löchel von ihrer Großmutter gelernt. So blieb das Gedicht für die Sippe Morgenstern bisher als Familienanekdote lebendig.

Du sagst, des Menschen Lebenstag
Ist nur ein flücht'ger Wellenschlag
Der großen See
Idee.
Die Welle schlägt den Sternen zu
und sinkt zurück in Todesruh . . .

Lenau

Gedicht des Husaren K. F. Morgenstern vor 180 Jahren

Seht, Kinder, wer ich war in meinen Jugendjahren!
Ein lustiger Husar, ich habe viel erfahren.
Ich hab' im großen Krieg für's Vaterland gestritten,
wir haben oft gesiegt und manche Not gelitten.

Mich schreckte keine Not, ich war beherzt im Streit,
bedachte nie den Tod und jene Ewigkeit.
Doch hat mich Gottes Hand so wunderbar geführt
und aus dem Vaterland ins ferne Land geleitet.

Auf diesem Lebenspfad hat mich sein Arm bedeckt
und dann aus großer Gnad' so liebeich aufgeweckt.
Hier sah ich mit Schmerz, ein stärker Feind und Krieg,
mein Herz, das arme Herz, es brauchet Kampf und Sieg.

Seht wie sich die Schlange hat um das Herz geschlungen
und ist mit ihrem Stich ins Innre eingedrungen.
Ach, Kinder, kämpfet, bittet Gott, nützt Eure Jugendzeit,
daß er Euch aus der Not und von dem Feind befreit.

Ach liebe Kinder, höret doch, was Euer Vater spricht,
tut es doch heute noch, es reut Euch wahrlich nicht.
Und tuet Ihr nicht dies in der Gnadenzeit,
es reuet Euch gewiß in aller Ewigkeit.

Der Balwiererlehrbub

Von Hansjerg Metzger

Wenn ich Euch, meine lieben Landsleute, etwas über den Balwierer schreibe, dann deshalb, weil man ihn in Franzfeld als ein notwendiges Übel angeschaut hat, als jemanden, der dem Himmelsvater den Tag stiehlt. Aber da muß ich für die Franzfelder Balwierer und für ihre Gesellen und Lehrbuben ein Wort einlegen.

Um halb vier morgens ist der Lehrbub zum Meister ins Geschäft gegangen, während der Geselle von daheim aus mit seiner Arbeit anfangt. Der Lehrbub hat geklopft, der Meister hat ihn in die Werkstatt hereingelassen, dann hat er gleich den Koffer gepackt und nachgeschaut, ob genug Seife, saubere Servietten und das ganze Werkzeug darinnen ist. Dann hat ihm der Meister gesagt, wo angefangen wird. Der Lehrbub hat ja kein Bizikl gehabt, er ist also losmarschiert. Bei der ersten Kundschaft hat er geklopft: bumm, bumm, bumm und gerufen: »Balwiera!« Es hat nicht lange gedauert, dann hat man drinnen etwas poltern gehört, das Licht wurde eingeschaltet, oder dort, wo es noch Öllichter gab, wurde eins angezündet.

Der Lehrbub hat auf der Gasse gewartet, bis die Kundschaft die Hosen angezogen, in die Schlappen geschlüpft, den Janker umgehängt, herausgekommen ist und das Gassentürchen aufgeriegelt hat. »Gutmarga«, hat der Lehrbub gesagt. Die Kundschaft hat auch begrüßt. Dann sind sie miteinander in die Küche, oder wenn es sehr kalt war ins Zimmer gegangen, denn dort war es wärmer. In manchen Häusern gab es schon einen Sparherd, der ein Kupferkesselchen mit warmem Wasser hatte. Der Lehrbub wußte dies schon, er nahm in solchen Fällen gleich warmes Wasser in seine Seifenschale. Während die Kundschaft auf einem Stuhl Platz nahm, stellte der Lehrbub seinen Koffer auf den Tisch – wenn darauf schon etwas lag, wurde es eben zur Seite geschoben – und packte sein Köfferchen aus. Dann hat er dem Kunden die Serviette vorgesteckt, Wasser in die Seifenschale geschüttet, mit dem Pinsel Schaum erzeugt und eingeseift. Bei einem drei bis vier Tage alten Bart hat er schon ordentlich reiben müssen, weil die meisten Kunden nur zweimal in der Woche balwiert wurden. Geschoren wurden sie, wenn es notwendig war. Für die Balwierarbeit hat die Kundschaft 50 Kilogramm Frucht im Jahr bezahlt. Die Frucht wurde vom Gesellen und vom Lehrbub nach dem Dreschen abgeholt. Der Geselle bekam acht bis zehn »Meter« Frucht im Jahr, das waren 800 bis 1000 Kilogramm, der Lehrbub ein paar Watschen. Der Meister konnte mit einem Gesellen und einem Lehrbub 140 bis 160 Kunden betreuen.

Der Lehrbub hat also fleißig gerieben. Wenn einer einen Bart wie eine Drahtbürste hatte, dann hat er auch mit den Fingern eingeseift. Nach ein paar Minuten ist dann der Meister erschienen, hat die Tür aufgemacht und laut »Gutmarga« gesagt, so daß die Schläfer munter wurden und den Gruß erwiderten. Der Meister hat sein Werkzeug ausgepackt, das Messer und den Riemen zur Hand genommen und dann das Messer gestrichen. Wenn er mit dem Balwiera angefan-

gen hat, sagte er: »Auf, zum Nächsten!« Dabei hat er aber immer den Namen genannt. Der Lehrbub hat dann zusammengepackt, seine Kappe aufgesetzt, hat »Adje« gesagt und ist gegangen. Solange die Häuser der Kundschaft noch nah beisammen waren, ist der Lehrbub gut vorangekommen. Aber dort, wo er fünf, zehn Minuten gehen mußte, war er arg im Nachteil, denn der Meister ist ja mit dem Bizikl nachgekommen.

Um acht Uhr morgens wäre ja Frühstück gewesen. Dies war leider nicht immer möglich, denn um diese Zeit waren sie gerade auf der anderen Seite des Dorfes. Es wäre auch zu weit gewesen heimzugehen. So wurde halt weiter eingeseift und balwiert.

Samstags um halb zwölf waren die Balwierer meistens bei Brandner Adams, denn dort kam der Kuchen gerade aus dem Rohr. Wenn der Kuchen so gut gerochen hat, ist dem Lehrbub das Wasser im Mund nur so zusammengelaufen. Er hat die Augen vom Kuchen nicht losbekommen und der Magen hat geknurr, wie ein alter Hofhund. Wie er dann mit dem Einseifen fertig war und seinen Koffer gepackt hat, hat die Brandners Bas gefragt: »Lehrbu, witt a Stickl Kucha?« – »Ja, bittschön«, hat der Lehrbub gleich geantwortet. Danach bekam er ein Stück, aber kein kleines. Der Lehrbub bedankte sich recht schön und begann gleich zu essen. Bis er zum Gassentürchen kam, war der Kuchen schon weg. Draußen auf der Gasse hätte niemand sehen können, daß der Magen des Balwierabuben gerade noch gerettet wurde. Aber noch in einem anderen Haus hatte er Hoffnung, ein Stückchen Kuchen zu bekommen, nämlich ins Tärisch Ulmers. Dort wurde in der Regel immer ein bißchen später zu Mittag gegessen, und es reichte daher für noch ein Stückchen Kuchen. Von dort aus sind sie dann heimgegangen. Samstags gab es in jedem Haus Suppe und Kuchen. Der Lehrbub hat dann tüchtig zuge langt, denn die Meisterin konnte gut kochen. Außerdem war sie beim Essen nie geizig. »Numma schnell uf alli zwei Backa kaue«, hat der Meister stets zu seinen Lehrbuben gesagt. Und daran haben sich auch alle gehalten.

Nach dem Mittagessen mußte der Lehrbub mit dem Gesellen einseifen gehen. Der Meister war bis zwei oder halb drei außer Haus und kam dann ins Geschäft. Inzwischen kam bereits die Kundschaft. Geselle und Lehrbub arbeiteten bis sechs auswärts, dann gingen sie heim zum Nachtessen. Danach ging der Gesell wieder allein weg, denn den Lehrbub hat der Meister im Geschäft gebraucht. Abends hatten die Leute mehr Zeit. Bis gegen neun Uhr waren alle balwiert und es wurde dann erzählt, alte und neue Geschichten. Der Lehrbub durfte heimgehen. »Gute Nacht«, hat der Meister gesagt, »schnell schlafen, denn um halb vier bist du wieder hier.« Weil die Nacht so kurz war, hat der Lehrbub schon auf dem Heimweg ein wenig vorgeschlafen, aber nicht lange, denn sein Hund ist ihm ein Stück entgegengekommen und hat ihn heimbegleitet.

Um halb vier war er wieder im Geschäft, hat seinen Koffer gepackt und ging die Kundschaft einseifen, so wie immer. Um sieben oder halb acht kam der Meister mit dem Lehrbub heim. Das Geschäft war schon voller Kundschaft und zum Frühstück war keine Zeit mehr.

An einem Sonntag um acht und am anderen Sonntag um zehn mußte der Lehr-

bub in die Schule zur Zeichenstunde. »Was braucht ein Balwierer zeichnen«? hat der Meister immer gescholten. Aber wie wenn der Matheslehrer dies gewußt hätte, gab er dem Lehrbub justament Maurerzeichnungen auf. Die Lehrbuben haben aber die Schwächen vom Matheslehrer schnell herausbekommen. Sie begannen zu schwatzen, immer lauter, bis es dem Matheslehrer zu laut wurde und er rief: »Haltet ihr Kasino da hinten?« Darauf kam keine Antwort und das Geschwätz ging weiter. Dann nahm der Mathes das Spanische Rohr, sprang auf die Bänke von vorn nach hinten und blieb vor dem Balwiererlehrbub stehen: »Dir steig ich in den Rachen«! schrie er, bückte sich und holte zum Schlag aus. Da stand der Lehrbub langsam auf, bis er auf gleicher Höhe war mit dem Lehrer, sozusagen Auge in Auge. Der Lehrer schrie: »Ich hau' dir die Ohren ab!« Er hat aber nicht gehauen, sondern gefragt: »Was gibt es denn da zu debattieren?« »Der Jakob sagt, Kolumbus hat 1520 Amerika entdeckt.« »Was, nicht einmal das weiß der? Na, wann hat er denn Amerika entdeckt?« Der Balwiererlehrbub sagte 1465. Dann war es aus, das Gewitter entlud sich über dem Lehrbuben. Die nächste Stunde mußten sie nicht mehr zeichnen, da gab es dann Geschichtsunterricht, über die Entdeckung Amerikas. Aber auch Madersbergers Nähmaschine wurde zerlegt und Napoleons Taten durchgenommen in diesen Zeichenstunden.

Nach der Zeichen-Geschichtsstunde hat der Matheslehrer den Balwiererlehrbub zu sich gerufen und ihn gefragt, wann er denn wieder nach Panschowa käme. »Wir brauchen Zeichenblätter, hol mir welche vom ‚Napredak‘«, sagte der Lehrer. Der Balwiererlehrbub hat Zeichenblätter geholt, er brauchte nur zu sagen, der Lehrer hätte ihn geschickt. Danach mußte er nichts unterschreiben oder vorzeigen, der Name Mathes genügte.

Nun mußte der Balwiererlehrbub aber schnell ins Geschäft, es war gerammelt voll. Es hieß auch gleich: »Einseifen!« An diesem Tag schmeckte das Mittagessen besonders gut.

Sonntags waren sie um zwei Uhr fertig mit balwiera und Haare schneiden. Der Zarn Adam hat noch ein, zwei Artikel aus der Zeitung vorgelesen, die vorher der Lellingersvetter (Wagner) vergeblich gesucht hatte. Manchmal ist der Seilerlehrer gekommen und hat aus einer serbischen Zeitung deutsch vorgelesen. Was aber sonst noch alles in der kleinen Balwiererstub erzählt wurde, das glauben viele nicht. Da wurde die Richter- oder Pfarrerwahl vorweggenommen, das Parlament kritisiert, der Boschkowitsch gelobt und verdammt, es wurden Wetten gewonnen und verloren, Hochzeiten gestiftet und geschieden, es wurde alles berichtet, was sich innerhalb und außerhalb des Dorfs zugetragen hat.

Zum Schluß meinte der Lehrbub: »Im Geschäft war es nie langweilig.«

Das Erwachen im Dorfe

Das Erwachen im Dorfe geschieht mit dem ersten Hahnenschrei,
er verkündet uns, daß die Nacht vorüber ist und vorbei.
Die Pferde im Stall wiehern, stampfen mit den Hufen,
ja, es sieht so aus, als wollen sie ihren Herren rufen.

Der Bauer hört das Gepolter, steht auf und weckt den Knecht,
schafft, daß er für die Arbeit macht alles zurecht.
Denn wenn die Morgenglocken läuten, dann ist es so weit,
es wird angespannt für die Fahrt ins Feld zu zweit.

Früh muß man hinaus, zum Pflügen des Feldes für die Wintersaat –
so hieß es damals, dort unten im Südosten, im Banat.
Denn der Weizen soll und muß schnell gesät werden,
solange der Weg noch gut ist für die Pferde.

Ja, es dauert nicht lange, dann wird der Weg schlecht.
Schlecht wird es auch für den Bauern und seinen Knecht!
Aber einen Trost haben beide – die Kirchweih kommt bald,
ist das meiste geschafft, so wird's lustig für jung und alt.

Michael Leitenberger



Jakob Schindler (1880–1947) in seinem Hof (Haus Nr. 365) mit Schwiegertochter Christine geb. Hild (1909–1982) und Enkelkind Elisabeth Koch (um 1940).

E Garwegawl

Von Pfarrer Matthias Rometsch, Neu-Pasua

Do heng i jetzt, e alti Garwegawl,
Vrgesse, in aim Gwelb, ganz in dr Heh.
Un schaa do nunr uf des Menschegstrawl.
Kai Hand langt noch mr heer – un des tut weh.

Mei Stiel isch alt, er kriegt schun Riss in d' Seite,
Un d' Zinke roschte still soo var sich naa.
Um Himmls Wille, kann kai Mensch mich leide?
Schun zwanzig Johr do hin – was fang i aa?

Mei Zinke hen ajmol wie Sterne glitzrt.
Dr Stiel hat glenzt, war wie e Spiegl glatt.
Beim Garwegable hat 'r immr zwitzrt,
Mr werd doch schennr, wann mr Arwait hat!

Wie viel tausend Garwe han i gstoche.
Sechs Woche haw i garwait in ajm Jahr.
Vun schweri Garwe bin i schunbal broche,
un doch war's schennr, gwiß Gott, des isch wahr.

Kai Mennr siehsch meh mäje, heersch kai Wetze,
kai Sense dingle heersch am Owed meh.
A Garwetrischt tut niemand meh ufsetze,
Wie haw ich d' Garwe gschmisse – ach, wie war des scheen.

Heint siehsch nu'mme Dreschr fahre – heersch si brumme?
Do gibt kai Garwe meh – un des isch hart.
Ach, hätt mi jemand doch in 's Feld nausgnumme!
So heng i doo – un wart, un wart, un wart.

Nachbemerkung

Obiges Gedicht hat der Verfasser in Neu-Pasuaer Mundart geschrieben. Mit seiner freundlichen Genehmigung wurden manche Wörter geringfügig abgeändert und der Franzfelder Mundart angepaßt. Bekanntlich sind die beiden evangelischen Gemeinden Franzfeld und Neu-Pasua von Auswanderern aus Württemberg und Baden 1791/92 in der österreichischen Militärgrenze gegründet worden, die eine im Banat, die andere in Syrmien. Das unverkennbar »Schwäbische« ist in beiden Mundarten unschwer herauszuhören.

Doktrs-Vettr (Dr. Fritz Hild)

Die Bank vor dem Haus

Wenn ich daran denke, so war es früher doch schön.
Um sich zu unterhalten mußte man nicht weit geh'n.
Am Abend genügte es, bis zur Bank vor dem Haus,
es kamen noch Burschen und Mädchen zu dir heraus.
Man stellte Bänke und Stühle auf, bis es reichte,
Nun konnten beginnen, die »Mußestunden« die leichten.
Man erzählte Witze, es wurde gesungen, und mehr,
ja des öfteren ging es, wie man sagt, ganz hoch her.

Sonntags mußten Burschen und Mädchen weitergehen,
da war die Bank besetzt, mußte man stehen!
Auf der Bank, haben die alten Leute Platz genommen.
Es sind in kurzer Zeit noch mehr dazugekommen.
Das Thema war anders als bei uns, muß ich sagen.
Ich kann mich noch erinnern trotz Jahren und Tagen.
Bei den Frauen hatte »Neuigkeit« die Oberhand sehr,
bei den Männern Arbeit, Heldentaten, vom Militär.

Heute ist die Bank vor dem Haus verschwunden!
Mädchen, Burschen erleben in Discos Mußestunden.
Ihre Eltern gehen zum Frühschoppen am Sonntag!
Die »Senioren« gehen in ihren Club, am Nachmittag.
So haben sich die Zeiten geändert, muß ich sagen,
für die Bank vor dem Haus will keiner Zeit haben.
Schade, daß man zu spät bemerkt und d'raufkommt,
daß man von volkstümlicher Unterhaltung abkommt.

Michael Leitenberger

Sportklub »Rapid«

Von Michael Haas

Erinnerungen aus der Vereinstätigkeit des Fußballvereins Sportklub »Rapid« in unserer Heimatgemeinde Franzfeld seit seiner Gründung im Jahre 1927.

Der Franzfelder Fußballverein nahm seinen Spielbetrieb am Ostersonntag des Jahres 1928 mit einem Freundschaftsspiel in Glogau (Glogonj) gegen die dortige Fußballmannschaft auf, das wir mit einem 2:1 Sieg für uns entscheiden konnten. In der Anfangszeit wurde das Training und der Spielbetrieb von dem Mitbegründer des Vereins, Johann Müller (Jani), Anstreicher, mit viel Liebe und Ehrgeiz gefördert. Sein persönlicher Spieleinsatz brachte den jungen, unerfahrenen Spielern Routine und Selbstvertrauen.

Die Spiele gegen andere schwäbische Mannschaften unserer früheren Heimat wurden vom Publikum immer wohlwollend aufgenommen. Mit besonderer Begeisterung wurden Spiele bei Fahnenweihen in Franzfeld, Karlsdorf und Zichydorf durch das Publikum aufgenommen. Ferner hat unsere Mannschaft bei einem großen Turn- und Sportfest des Schwäbisch-Deutschen Kulturbundes vor ca. 20000 Zuschauern in Pantschowa gegen den Fußballverein aus Franztal gespielt, das mit 1:1 unentschieden endete. Besonders erwähnenswert sind die beiden durchgeführten Spiele in Neu-Schowe in der Batschka an einem Osterfest Anfang der 30er Jahre. Die beiden Rückspiele fanden zum Pfingstfest des gleichen Jahres statt. Als der größte Erfolg darf das Meisterschaftsspiel gegen den Banater Meister in der damaligen Zeit, des S. K. Banat, Pantschowa, gelten. Dieses Spiel wurde von uns mit 4:3 gewonnen. Das Spiel fand in Pantschowa statt. Eine Belgrader Tageszeitung brachte danach einen Bericht unter der Überschrift »Klein Berlin besiegt den Banater Meister.« Einige Zeit wurde die Mannschaft jeweils am Mittwoch durch den weltbekannten Belgrader Nationalspieler Vujadinović trainiert.

Der Präses des Vereins war jeweils eine namhafte Persönlichkeit aus Franzfeld. Unter anderen waren es: Jakob Margrandner, Kaufmann; Dr. Peter Weinz, Arzt; Mathias Müller, Mühlenbesitzer. Bei den angefallenen Arbeiten im Verein waren die Spieler immer mittätig, was besonders die Veranstaltungen jeglicher Art betraf.

Zum Spielerkader der damaligen Zeit gehörten: Karl Baum, Karl Baum (Karle), Hans Baum, Michael Gerwich, Jakob Gerwich, Michael Gebhardt, Michael Haas, Johann Kittelberger, Franz Koch, Adam Kollarik, Michael Kollarik, Fritz Krotz, Johann Müller (Janni), Josef Obmann, Mathias Obmann, Josef Ulmer, Josef Weidle, Karl Weidle, Konrad Wittmann u. a. Unser Landsmann Johann Ulmer, in Pantschowa ansässig gewesen, stellte sich immer wieder bei größeren Veranstaltungen zur Verfügung.

Die Einzäunung des Sportplatzes wurde in der ersten Hälfte der 30er Jahre unter der Leitung von Präses Mathias Müller durchgeführt, wobei sich viele freiwillige Helfer bei der Arbeit einfanden.



Fußballmannschaft des Franzfelder Sportklubs »Rapid« (um 1935).



Junge Handwerker im Hof des Gastwirts Ölmüller (1930).

Reifen treiben

(Erinnerung an den Vetter Jacobus)

Erinnerst du dich noch an unsern kleinen Garten
am Fuß des Ruckerlbergs in Graz
Du kamst auf Urlaub aus dem ersten Krieg.
Wir trieben Reifen über schmale Wege,
und lachend triebst auch du den deinen –
wie gut dir das gelang!
Dir fiel der Reifen nie ins Gras wie mir. –

Erinnern sollst du dich? Wie kannst du das?
Bist du doch schon gestorben, aus der Welt gerufen.
Und lang vorher noch – nach dem zweiten Kriege,
in den du wieder ausgerückt warst –
bist du vertrieben worden aus der Donau-Heimat.
Die Frau war untreu, ging mit einem andern durch.
Doch nahmst du alles nicht zu tragisch
und bautest dir nach Umwegen und Mühen
mit deiner zweiten Frau im alten Deutschland
ein neues Heim – ein neues Dasein. –

Und eines Tages dann im hohen Alter
– ich hatte dich in jedem Jahre aufgesucht –
verstarbst du eben, wie's das Schicksal fordert.
Ich aber seh dich immer noch vor mir
als jungen Mann in fescher Reiteruniform
im längst verlorenen Garten lachend Reifen treiben
mit uns, als wären wir noch Kinder:
mein Bruder – fünfzig Jahre tot –
und ich – ein alter Mann.
Doch irgendwo bleibt alles aufbewahrt und jung.

Erwin Walter Stein

Erinnerung an meine Volksschulzeit in Franzfeld

Vum Doktrs-Vettr (Dr. Fritz Hild)

Im alten Ungarn, wie auch später in Jugoslawien, gab es nur sechs Klassen Volksschule. Nach der sechsten Klasse wurden die Schüler konfirmiert.

Beim Lesen dieses Artikels wird mancher sagen, daß dies oder jenes nicht stimmt. Dies kann durchaus sein. Ich will ausdrücklich betonen, daß ich jene Verhältnisse in der Schule beschreibe, wie sie »zu meiner Zeit« geherrscht haben. Ich habe von 1915 bis 1920 die Volksschule in Franzfeld besucht. Vor und auch nach mir können wohl andere Verhältnisse geherrscht haben, groß waren die Abweichungen aber sicher nicht.

Das neue Schuljahr begann jeweils im Herbst, das heißt anfangs September. Etwas vor Schuljahresbeginn ging der Vater oder die Mutter mit dem künftigen »Erstklässli«, das Kind »eischreiwelasse«. Nach Vorschrift sollte das Kind am 1. September das sechste Lebensjahr vollendet haben. Ausnahmen konnten gemacht werden. Der Lehrer oder die Lehrerin schaute sich das Kind mal auf seine Größe, Entwicklungs- und Kräftezustand an. Entsprachen dieselben den Anforderungen, so wurde geprüft, ob das Kind schon Interesse an der Schule habe, ob es schon zählen könne, ob es unter Umständen auch schon kleine Rechenaufgaben, wie z. B. zwei und eins, zwei und drei oder ähnliches ausrechnen kann. Manche Kinder konnten auch schon einzelne Buchstaben erkennen. Dies entschied dann, ob das Kind – welches noch nicht das sechste Lebensjahr erreicht hatte – »ufgnumme« wird.

Das Schuljahr dauerte von Anfang September bis Mitte Juni. Wegen der Erntezeit, zu welcher man auch die Schulkinder für manche Arbeit und manchen Botengang gebrauchen konnte, wohl auch wegen der großen Hitze, gab es lange Schulferien, zweieinhalb Monate. Außer den »großen Ferien« gab es nur noch kurze Weihnachts- und Osterferien. Herbstferien, Pfingstferien, Kartoffelferien oder Skiferien gab es nicht.

Der Unterricht begann an allen Klassen um 8 Uhr morgens und um 2 Uhr nachmittags. In der ersten Klasse dauerte der Unterricht nur von 8 bis 10 Uhr, in den höheren Klassen aber bis 11, oder gar bis 12 Uhr. nach der zweiten Stunde gab es vormittags eine Pause, da ging man »in Hof«. Dort wurden Spiele gespielt und das mitgenommene Brot – mit Schmalz, Butter oder Gselz bestrichen – verzehrt. Nachmittags hatte man nur zwei Stunden, Mittwoch- und Samstagnachmittag waren »frei«. Wenn der Lehrer oder die Lehrerin fest in die Hände klatschte, war die Pause beendet und man ging wieder in das Schulzimmer.

Die »Ausrüstung« der Schüler war folgende: Jeder Schüler hatte einen »Schultanischr«. Die Buben hatten einen »Buckltanischr«, welcher an zwei Riemen am Rücken getragen wurde, oder einen »Umhängtanischr«. Diesen hing man über eine Schulter und trug ihn am Rücken, etwa in der Höhe des Gesäßes. Die Seitenteile des Schultanischrts waren aus Holz, die Rückseite und der Klappdeckel aus Leder. Das Leder, wie auch das Holz, muß mit »Wichslei-

wand« (=Wachstuch) überzogen gewesen sein; ich hatte einen weinroten Schultischtr, und Leder in dieser Farbe gab es nicht. Meinen Tanischtr habe ich von meinen Brüdern übernommen. Ärmere Kinder hatten einen Schultanischtr aus Stoffresten, welche die Mutter zusammengenäht hat. Auch dieser entsprach voll und ganz den Anforderungen. Mädchen trugen ihre Schulsachen in einer Tasche.

Als wichtigstes Lernmittel befand sich im Schultanischtr die »Schiefertafel«. Diese war aus Schiefer angefertigt, sie hatte auf einer Seite Linien, auf der anderen Seite war sie kariert. Die Schiefertafel hatte einen hölzernen Rahmen, auf einer Schmalseite war ein Loch, durch welches ein längerer »Spagat« (Bindfaden) gezogen und befestigt war, an dem ein »nasser Schwamm« zum Auslösen des Geschriebenen und ein »trockenes Fetzili« oder ein Hasenschwanz zum Abtrocknen befestigt waren. Den nassen Schwamm ließ man am Tanischtr heraushängen, weil sonst Bücher und Hefte naß geworden wären.

Außer der Schiefertafel hatte jedes Kind ein »Schiewrli«. Dies entspricht dem heutigen Schulmäppchen, es war aber aus Holz. »Schiewrli« heißt es aus dem Grund, weil man den Deckel, welcher gleichzeitig auch die Verriegelung abgab, herauschieben konnte. Die Kinder der höheren Klassen hatten »doppelte Schiewrli«, auch »Drehschiewrli« genannt. Diese konnte man um einen festen Punkt aufdrehen, so daß noch ein zweites Fach, meist ohne Unterteilung, zum Vorschein kam. Das Schiewrli war unterteilt in längere und kürzere Fächer. Im langen befand sich der »Griffel« (Schreiber) für die Schiefertafel, ein »Blei« (Bleistift), ein »Fedrestiel« (Federhalter) und ein »Fedrekiel«. Letzterer wurde aus einer Feder des Gänseflügels gemacht und diente zur Verlängerung der schon kurz abgeschriebenen Bleistifte. In den kürzeren Fächern befanden sich die Schreibfedern und der »Patzereiwr«, der zum Ausreiben der Patzer (Kleckse) diente. Heute sagt man Radiergummi dazu. Im unteren Fach der Schiewrli für größere Schüler befanden sich »Moolbleile« (Buntstifte) in den Farben rot, blau, grün, braun und gelb.

Die Schüler der unteren Klasse hatten nur die Schiefertafel und ein Lesebuch. Später kamen noch verschiedene Hefte dazu: Schreibheft, Schönschreibheft, Rechenheft, Zeichenheft und vielleicht auch noch einige andere. Für den Religionsunterricht hatte man den »Katechismus« und eine »Biblische Geschichte«. Bücher und Hefte mußten stets »sauwr« gehalten werden und durften keine »Eselsohren« (umgebogene Ecken) haben. Sie wurden immer von den Schülern der höheren Klassen an die Schüler der niederen Klassen verkauft.

Sobald der Lehrer oder die Lehrerin in das Schulzimmer kamen, standen alle Kinder auf. Man betete gemeinsam:

Im Namen Gottes fang ich an,
mir helfe Gott, der helfen kann,
wenn Gott mir hilft, wird alles leicht,
wenn Gott nicht hilft, wird nichts erreicht.
Drum ist das beste, was ich kann:
Im Namen Gottes fang ich an. Amen.

Der Lehrer saß hinter einem Schreibpult, der vorne und seitlich geschlossen war. Er befand sich auf einem Podium, so daß der Lehrer alle Schüler in der Klasse gut übersehen konnte. Eine Klasse hatte 60–70 Schüler. In der Nähe des Podiums stand eine große schwarze Tafel, daneben befand sich ein angefeuchteter Schwamm.

In einer Bank saßen vier Schüler, manchmal auch mehr. Am oberen Ende des Schreibpultes waren die Tintenfüßer eingelassen. Ein langer Holzschieber mit entsprechenden Löchern über den Tintenfüßern konnte so verschoben werden, daß die Löcher über die Tintenfüßer kamen und man »eintunken« konnte. Anschließend wurde der Schieber so verschoben, daß die Löcher wieder geschlossen waren. Am Anfang des Schuljahres durfte etwa jedes zweite Kind ein Tintenfaß zum Reinigen nach Hause nehmen. Dies betrachtete jeder als »besondere Ehre«. Mit Sand und Asche gab sich jedes Kind allergrößte Mühe, aus dem Tintenfaß die eingetrocknete Tinte wieder zu entfernen. Füllfedern oder Schreibkulis gab es in jener Zeit noch nicht, dies lernte ich erst in den oberen Klassen des Gymnasiums kennen. Sobald man mit Tinte schrieb, hatte man im betreffenden Heft auch ein »Patzepapier« (Löschpapier).

Der Lehrer hatte einen Stundenplan, der hing eingerahmt und hinter Glas neben dem Schreibpult. Nachmittags hatte man meistens Nebenfächer: Schönschreiben, Zeichnen, Singen.

In der ersten Klasse lernte man Lesen und Schreiben, Zählen und Rechnen bis 20, sowie in Ortskunde das eigene Dorf. Man lernte auch singen, kleinere Gedichte lernte man auswendig.

In der zweiten Klasse lernte man flüssig lesen und schreiben, die Zahlen bis 100 sowie rechnen ebenso bis hundert – also das kleine Einmaleins. In Geographie lernte man die Nachbargemeinden.

In der dritten Klasse lernte man die Zahlen bis 1000, die vier Grundrechenarten, in Geographie die Gemeinden des Kreises.

In der vierten Klasse lernte man die Geographie des Vaterlandes, welches damals Ungarn war. Man mußte auch viel auswendig lernen. Neben Rechnen kam auch noch Geometrie hinzu: Flächenberechnung von Quadrat, Rechteck, Dreieck, Trapez und Trapezoid.

Die Schüler der vierten Klasse lernten schon vier Alphabete: die Lateinschrift, die deutsche oder gotische Schrift, die kroatische und die kyrillische Schrift. In Deutschland wird nur noch eine Schrift, die Lateinschrift gelehrt. Nur ältere Leute können noch die gotische Schrift lesen. Ich selbst beherrsche heute noch einwandfrei alle vier Schriftarten. Meinen ausgedehnten Briefwechsel führe ich übungshalber in allen vier Alphabeten.

In der fünften und sechsten Klasse lernte man im Rechnen Zins- und Bruchrechnungen, Verhältnisrechnungen, in Geographie Europa, die anderen Erdteile aber nur oberflächlich. Man lernte auch etwas Geschichte und Physik.

Man kann im allgemeinen sagen, daß die Lehrer »gerecht« waren. Es wurde kein Unterschied zwischen »reich« und »arm« oder nach dem Beruf oder Stand des Vaters gemacht.

Die Lehrer durften noch »körperlich züchtigen«, es gab »Tatzen« auf die Hand mit dem »Spanischen Rohrstock« oder auf den Hosenboden. Dazu mußte man sich hinunterbücken und am Podium festhalten. Mädchen bekamen nur »Tatzen«. Als Strafe mußte man auch in der Ecke stehen oder knien. Schwatzte man mit seinem Nachbarn oder stiftete man Unruhe, so hieß es »Aufstehen und stehenbleiben« – dies etwa zehn Minuten lang.

Gegen die körperliche Züchtigung hat sich niemand von den Eltern beschwert. Erfuhren die Eltern davon, so sagten sie höchstens: »Wahrscheinlich hasch's verdient, dr Lehrer weiß schun, was er macht!«

Knaben und Mädchen waren in getrennten Klassen untergebracht. Die fünfte und sechste Klasse war, sowohl bei den Knaben als auch bei den Mädchen, zu einer Klasse zusammengezogen.

Öfter wurde man auch »an d' Tafel gerufen«. Dort mußte man Diktat schreiben oder eine Rechenaufgabe lösen. Einige Lehrer der fünften und sechsten Klasse ließen die Schüler untereinander wetteifern. Die ersten fünf oder sechs Schüler wurden in eine Bank gesetzt. Es hieß dann: das ist der »erste Schüler«, das der »zweite«, der »dritte« usw. Versagte einer, so wurde er »zurückversetzt« und der andere »rückte auf«. Der »rückversetzte« war natürlich bestrebt, durch fleißiges Lernen seinen verlorenen Platz wieder einzunehmen.

Hat man seine Aufgaben in der Schule nicht gekonnt, so mußte man »in der Schul bleiwe«, zumeist eine Stunde. Das nennt man heute wohl »nachsitzen«. Gelernt wurde in dieser Stunde aber nicht viel.

Vom Unterricht konnte man sich aus besonderen Anlässen »haam vrlange«, z. B. beim Schlachten, bei einer Hochzeit oder einem Begräbnis. Am Ende des Unterrichts streckte man den Finger.

Der Lehrer fragte: »Na, was ist?«

»Derf i mi far marge haam vrlange?«

»Warum?«

»Mr schlachte« oder »Mei Schweschr heirat, mr gehn alli uf d' Hochzich.«

»Gut, du kannst zu Hause bleiben.«

Hatten sich von einem Hause kleine Enten oder Gänse verlaufen, so verlangte der Schüler des betreffenden Hauses vom Lehrer die Erlaubnis, in die anderen Klassen gehen zu dürfen, um dies dort den Schülern mitzuteilen. Bis 1918 mußte dies in ungarischer Sprache, später konnte es in deutsch erfolgen. Der Schüler klopfte an, betrat die Klasse und meldete z. B.: »Christof Hild, Haus Nr. 54, im ersten Viertel sind zwanzig junge Gänse verlorengegangen. Am rechten Fuß haben sie an den Innenzehen einen Schlitz. Wer sie findet, wird gut belohnt.«

Wer den Anforderungen der Schule nicht nachkam, mußte »sitzebleiwe« oder »pickebleiwe«, d. h. die Klasse wiederholen. Hilfs- oder Förderschulen gab es bei uns nicht. Der Lehrer bzw. die Lehrerin gab sich recht viel Mühe, oft auch nach dem Unterricht, um diesen weniger begabten Schülern behilflich zu sein und sie zu fördern. Diese mußten oft mehrere Klassen »sitzebleiwe«, so daß sie oft schon von der vierten Klasse aus konfirmiert wurden. Lesen, Schreiben, Zusammenzählen und Abziehen konnten sie aber gewöhnlich.



Knaben der 4. Klasse (Geburtsjahrgang 1909) mit Lehrer Julius Roth im Jahre 1919.

Den Religionsunterricht erteilten früher, als es noch konfessionelle Schulen gab, der Lehrer bzw. die Lehrerin. Zur Zeit Jugoslawiens waren die Schulen jedoch verstaatlicht, evangelische Lehrer gab es sehr wenige, so daß die nach Franzfeld versetzten Lehrer oft katholisch waren und den Religionsunterricht nicht erteilen konnten. Der Organist und Missionar Poglitsch wurde für die vier unteren Klassen zum Religionslehrer ernannt; in der fünften und sechsten Klasse hielt der Pfarrer selbst den Religionsunterricht.

In der fünften und sechsten Klasse wurden zu einem Begräbnis sechs Schüler bestimmt, zwei trugen abwechselnd das Kreuz, die anderen sangen mit dem Organisten aus dem »Leichebuch« bis zum Friedhof. Man sang immer das Lied »Wohlauf, wohlan zum letzten Gang, kurz ist der Weg, die Ruh ist lang«. Mußte ein Lehrer weg, z. B. bei Erkrankung eines Lehrers denselben für eine Stunde zu vertreten, so bestimmte er einen besseren Schüler, der auch energisch sein konnte, als »Aufseher«. In dieser Stunde mußte man dann lesen, schreiben oder rechnen.

Die Lehrerin Vitalis – später Radetzky – achtete streng auf Sauberkeit. Im Herbst, wenn es viel Dreck gab, mußte jedes Kind ein geschnitztes Holzmesser mitbringen, um den Dreck von den Schuhen abzukratzen, bevor man das Schulzimmer betrat. Kinder, welche im Winter Klumpe (Holzschuhe) trugen, mußten diese im Flure ausziehen. Sie stellten sie schön in eine Reihe und betraten das Schulzimmer mit »Battele« (gestrickte Hausschuhe). Im Sommer gingen fast alle Kinder »bloßfußlich« in die Schule.

Nach Beendigung des Unterrichts betete man gemeinsam:

Wir gehen aus der Schule fort,
Herr, bleib bei uns an jedem Ort,
mit Deiner Gnad und Segen,
auf allen unsern Wegen. Amen.

Dann ging der Lehrer bzw. die Lehrerin mit den Schülern auf die Straße, wo sie sich paarweise aufstellen mußten. Ein Schüler oder eine Schülerin, welche gegen Ende des Dorfes wohnte, hatte die »Aufsicht«. Man stellte sich schon so auf, wie sich die Schüler der einzelnen Straßen von den andern trennten. Hatte sich ein Schüler auf dem »Nach-Hause-Weg« schlecht benommen, so wurde er von den anderen beim Lehrer »aazaigt« (verpetzt) und bekam von demselben eine Strafe.

Einmal im Jahr, gewöhnlich gegen Ende des Schuljahres, kam der Schulinspektor. Den fürchteten die Lehrer mehr als die Schüler. Der Direktorlehrer ging mit dem Schulinspektor in alle Klassen. Er wohnte dem Unterricht bei, ließ den Lehrer auch Fragen aus verschiedenen Gegenständen an die Schüler stellen, stellte oft auch selbst eigene Fragen. Er war bestrebt, sich ein Bild zu verschaffen, ob der vorgesehene Lehrstoff vorgetragen und auch beherrscht wurde. Er machte sich über jeden Lehrer Notizen, welche an die betreffende Stelle im Ministerium weitergeleitet wurden. Davon hing das Ansehen des Lehrers, oft auch seine Beförderung und Versetzung in eine größere oder bessere Gemeinde oder in die Stadt ab.

Zeugnisse gab es drei Mal im Jahre. Zu Weihnachten und Ostern gab es nur die Noten »Sittliches Betragen«, »Fleiß« und »Lernerfolg«. Am Ende des Schuljahres wurde jedes Unterrichtsfach einzeln bewertet. Der Vater oder die Mutter mußte das Zeugnis unterschreiben.

Einige Lehrer hatten eingeführt, daß sie mit den Schülern an einem schönen, sonnigen Nachmittag »ins Freie« bis an den »Feldgraben« oder den »Wald-buckel« gingen. Dies zählte gewissermaßen als »Flurbesichtigung« oder »Naturkunde«. Jeder Schüler nahm sich eine »Jause« mit, welche man im Freien verzehrte und mit welcher man große Freude hatte.

Am 1. Mai fand der »Majalus« statt. Regnete es an diesem Tage, so wurde das Fest auf einen anderen Tag verlegt. Diese Majalus-Feier war eine alte Überlieferung, sie hatte mit der 1. Mai-Feier der Arbeiterbewegung nichts zu tun. Man ging auf die Hutweide, in die Nähe des Schlachthauses, wo sich mehrere Bäume, das »Wäldli«, befand. Die Gemeinde bewilligte auch eine gewisse Summe für diese Feier. Jeder Lehrer oder Lehrerin hatte irgendeine Überraschung oder einen Jux mit seinen Schülern vorbereitet: Blinde Kuh spielen, Sackhüpfen, Hinaufklettern an einer langen Stange, wo man sich ein Paar »Krenwirschtel« langen konnte, aufgehängte Brezeln und Würstchen mit verbundenen Augen mit dem Munde erhaschen usw. Die Kinder sangen und spielten verschiedene Reigenspiele. Natürlich fand sich auch die »Blechmusik« ein. Die »Zuckrweiwr« waren selbstredend auch anwesend, die ersten Maikirschen gab es oft auch schon,

schön zu einem Sträußchen gebündelt. Das von den Eltern, Großeltern und Tanten erbettelte Geld war bald vertan. Das »Sladoled« (Speiseeis) war auch sehr verführerisch. Abends gingen die Kinder sehr müde aber zufrieden nach Hause.

Kam man von der Schule nach Hause, so hatte jedes Kind hinter der Türe einen Nagel am Kleiderrechen. Das »Schulgwand« wurde ausgezogen und das »Werktagsgwand« angezogen. Dies gehörte gewissermaßen zur Hausordnung. Auch die ärmsten Kinder kamen immer sauber angezogen in die Schule. Gleich anschließend mußte man seine Hausaufgaben machen und »sei Sach« lernen. Oft mußte man schreiben, Rechenaufgaben lösen oder »auswendig lernen«. Bei Lehrer Neubauer lernten wir ganz lange Gedichte, oft bis zu zwanzig Strophen, auswendig. Man ist jetzt ja gegen dieses »auswendig lernen«, muß aber zugeben, daß es das Gedächtnis trainiert und schärft. Erst anschließend, wenn man alles gelernt hatte, durfte man spielen gehen.

Aus dem Geschriebenen geht hervor, daß zu jener Zeit der Lehrer und die Lehrerin »Respektsperson« waren, vor welchen die Kinder, wenn nicht Angst, so doch »großen Respekt« hatten. Zur Zeit des »Dritten Reiches« propagierte man den »Kameradschaftsgeist« zwischen Lehrern und Schülern. Derzeit scheint überhaupt kein System in der Schule empfohlen zu sein. Man kann ruhig sagen, daß derzeit in der Schule das »System der Respektlosigkeit« herrscht. Was die Zukunft bringen wird, wissen wir nicht.

Über die Schulprüfungen will ich ein nächstes Mal berichten.



Beim Drusch im Hof von Jakob Wagenhals (Haus Nr. 318) um 1942.

Klein Erna und der Radiergummi

Von Dr. Peter Hild

Da haben wir kürzlich zusammengesessen und ein wenig in der Mottenkiste des Hirns gekramt. Von einem ins andere kamen wir im Gespräch auf das Stehlen im Kindesalter. Plötzlich springt »Klein Erna«, zur Zeit eine Dame Ende der fünfziger, ganz gegen ihr sonst ruhiges Verhalten auf. Mit erhobenem Finger des »Schullehrerfräuleins« meldet sie: »Ich habe als Kind auch gestohlen.« War es nun die Freude des Zusammenseins nach vielen Jahren des Sichnichtsehens, Auseinanderlebens; oder war es der kühle, süßliche, aber starke Weißwein, der eine Dame zu solch einem Bekenntnis veranlaßte. Es ging ein Ruck durch die ganze Gesellschaft. Alle saßen wir da teils neugierig, teils betroffen. Daß der Gesprächsstoff gerade von dieser Seite kam, wo man alles »in Ordnung« glaubte! Es war dies doch gar nicht möglich. Wir kannten doch Klein Erna seit unserer Kindheit. Wir sind mit ihr aufgewachsen. Sie war das bestbehütete Mädchen. Gerade weil sie es von uns war! Schule, Jugendzeit, Sport. Abends zum Tanz. Wir haben doch Augen auf unser »Kleines« gehabt. Und nun dies. Es war eine direkte Ohrfeige für uns.

Aber wir wollten doch über das Kapitel »Stehlen im Kindesalter« diskutieren. Also Klein Erna legte die Stirn in Falten, hob den Finger, steckte ihn wie früher mit der Spitze in den Mund. Der schmeckte scheinbar nicht wie früher. Darum zog sie ihn heraus, legte die Hände zusammen und den Kopf darauf. Die Beine wurden im Sessel hochgezogen, der Körper sackte etwas in sich zusammen und unser »Kleines« sah nun wirklich wieder wie »Klein Erna« vor 50 Jahren aus.

Es herrschte völlige Stille, als sie zu erzählen begann. »Ihr kennt doch unser Haus. Erinnert Ihr Euch noch? Unser Eckhaus war in U-Form gebaut, mit Innenhof und Garten. Wenn man von der Straße hereinkam, war links die Schneiderei meiner Mutter. Dort spielten wir doch als Kinder, wenn wir nicht gerade die Straße oder den Hof unsicher machten. Ich war, glaube ich, das erste oder zweite Jahr im Kindergarten. Und weil die jüngeren von den älteren Geschwistern immer profitieren, tat ich mich leicht im Lernen. Meine Sachen habe ich auch immer in Ordnung gehalten. Allgemein gesagt, ein Musterkind. Ich erinnere mich noch, meine Farbstifte, Bleistifte und das Federmapperl oft jeden Tag gereinigt und gerichtet zu haben. Unsere Radiergummis, je zur Hälfte blau und weiß, waren hart und rieben das Papier gern auf. Weil sie dann schmutzig vom Reiben waren, wurden sie gewaschen.

Da kommt eines Tages ein Lehrmädchen von uns und zeigt einen neuen, ganz weichen Radiergummi, der das Papier beim Radieren schont, weiß ist und bleibt. Vor lauter Neid bleibt einem der Atem stehen. Eine tolle Sache.

Als mir einige Tage später, auf meine Frage die Antwort erteilt wird, daß ich diesen Radiergummi (der Wunsch meiner Träume) in die Hände nehmen darf, ihn drehen, biegen, mit ihm radieren darf, da ist der Höhepunkt der Seligkeit erreicht. Daß es so etwas gibt? Aber nicht hier bei uns. Der stammt aus dem fernen

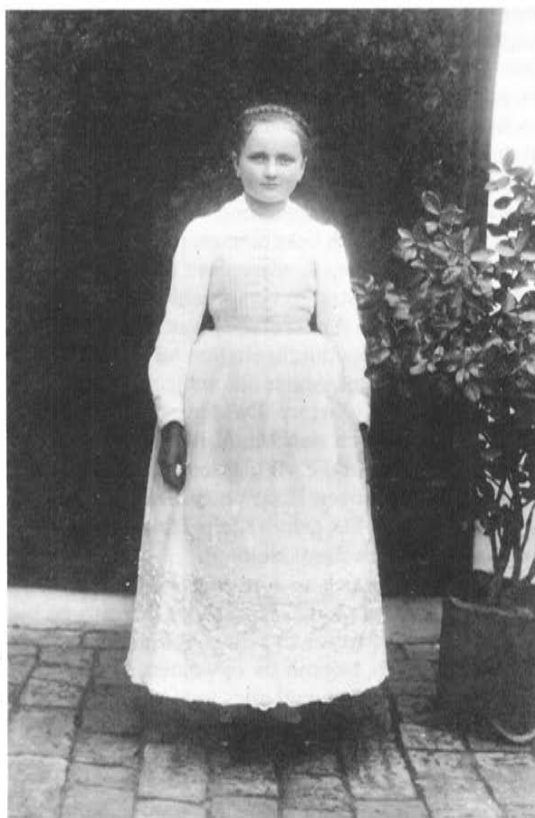
Ausland, sozusagen »von deutschen Landen direkt auf den Tisch«. Als ich ihn zurückgebe, steht das Böse in meiner Kinderseele auf. Ich spüre es heute noch, wenn ich daran denke. Da ist ein Kribbeln, der Wunsch, ihn zu besitzen und zu behalten. Ja, ich muß ihn haben. Das Begehren hat in diesem Alter noch nicht die Palette der Folgen parat, die es uns auswägen läßt, ob wir was tun oder nicht. Da die Folgen noch nicht ausgeprägt sind, ist der Entschluß etwas Falsches zu tun, schnell gefaßt und auch ausgeführt. Darum habe ich gewartet bis in nächster Zeit das Lehrlingmädchen aus der Berufsschule kommend die Schultasche abgelegt hatte. Ich habe mir den Radiergummi dann aus der Federmappe geholt. Er war nun meiner. Vor lauter Freude hätte ich es hinausschreien wollen, es jedem gezeigt. Aber oh Schauer, oh Graus. Das wäre aufgefallen. Jetzt kam die Angst. Zurücklegen konnte ich ihn nicht mehr. Das Mädchen suchte ihn ja schon. Nur weg, hinaus, verschwinden lassen, vergraben. Ja im Gartenbeet vergraben. Hoffentlich hat es niemand gesehen. Aber du bist doch ein Dieb, ein schlechtes Mädchen, hämmerte es in mir. Ich schämte mich sehr und wollte niemanden sehen. Am liebsten wollte ich sterben oder noch besser in der Erde versinken. Im hinteren Bau war das Gerümpel untergestellt. Dort hinein, die Leiter hoch bis in den Spitzboden, den Taubenboden. Da war nur ein kleines Fensterchen geöffnet. Früher flogen dort die Tauben aus und ein. Alles war furchtbar schmutzig, staubig, voller Taubendreck. Gerochen hat es auch nicht nach Lavendel. Aber gerade recht für mich. Schon ein Teil der Strafe, die mir noch bevorstand.

Ich konnte durch das Fensterchen den Garten übersehen. Es hatte mich wirklich jemand gesehen, als ich den Radiergummi entwendete und vergrub. Als sie ihn gefunden hatten, ging die Suche nach mir los. Ich bekam immer mehr Angst, zumal die Großeltern sowie die Mutter über dieses gewissenlose Geschöpf, damit war ich gemeint, zeterten. Es wurden mir alle Strafen versprochen, die, wenn ich sie alle bekommen hätte, tagelang dauerten. Andererseits war es gar nicht so sicher, daß ein so schwaches Mädchen dies alles durchgehalten hätte. Mir wurde noch mehr übel. Der Gestank war ein leichtes gegen das schlechte Gewissen, gegen die angedrohten, jetzt schon gespürten Martern. Das Herzchen klopfte als wollte es zerspringen, der Magen wollte durch den Mund heraus. Aber nicht melden, daß ich hier bin. Jetzt nicht! Es vergeht die Mittagszeit, der Nachmittag, es wurde langsam Abend. Alles wurde im ganzen Haus umgedreht und überall nachgesehen. Aber nicht im Gerümpelbau. Da geht »Klein Erna« doch nicht hinein. Schmutz, Staub, Taubendreck, Spinnweben! Nein!

Die Drohungen wurden leiser. Es verkehrte sich langsam alles ins Gegenteil, als man bei Verwandten und Bekannten mich auch nicht fand. Auf der Straße hat man mich auch nicht gesehen. Als dann die Mutter so gegen Abend noch Angst bekam und meinte, ich hätte mir was angetan, begann sie zu weinen. Während sie im Hof hin und herging und das dritte- und viertemal alles untersuchte, konnte ich mich nicht mehr halten. Piep, piep, piep, tat ich und winkte mit dem Händchen. Voller Schmutz und Spinnweben war ich, als man mich herunterholte. Aber Mutter war es egal. Sie hatte mich doch unversehrt wieder und drückte mich wiederholt an sich. Die anderen tätschelten mir die Wangen, streichelten mir

das Haar oder die Händchen. Das Lehrmädchen schenkte mir den Radetzki, wollte sagen Radiergummi. Alles war eitel Wonne, daß das Kind gesund gefunden wurde. Keiner fand ein böses Wort. Es war angeblich Strafe genug, solange im Taubendreck und Spinnweben gewesen zu sein. Nach der Reinigungsprozedur und als ich wieder normal aussah, fiel allen der Stein vom Herzen. Man ging rasch zur Tagesordnung über, als ob nichts passiert wäre.

Es wurde nie mehr von diesem meinem Verfehlen gesprochen. Die Erwachsenen sind leicht darüber hinweggegangen. Für sie war es auch nur eine Episode mit gutem Ausgang. Aber ich! Mich hat es längere Zeit nicht losgelassen. Was habe ich mir alles versprochen um den Fehler gutzumachen! Was wollte ich alles tun, Gutes tun! Hergehalten hat es zwar nicht lange; die Gerechtigkeit hat dann immer nachgeholfen durch Alpträume, die mich zwischendurch in längeren Zeitabständen marterten. Aber eins habe ich trotz allem behalten – den geschenkten Radiergummi habe ich jahrelang benützt.»



Barbara Morgenstern
(Haus Nr. 404) im schönen
Konfirmandengewand (1939).

Mei Ahrringala

An mei Ahrringala denk i heint, mit V'rlaab,
sich'r drum so gern, weil i sie nimmi hab.

Wie m' mich var 60 Jahr in Franzfeld hat taaft,
hat mir mei Godl als G'schenkli Ahrringala kaaft.
Des war selamols bei die Maidla so Brauch.
Was d' Biewla kriegt hen, waiß i net, vielleicht a Kettli um d' Bauch?

Domols hat m' aim 's Geld net halw'rt nochg'schmissa!
Oh nai! m' hat d'far hart arwaita missa!
So isch gwieß manich'r Mett'r Frucht drufganga.
A Bogakarbvoll Ai'r uf d' Mark bringa, tät var so a' G'schenkli net langa!

Scheen wara sie, mei Ahrringala! Mir hen sie arg gut g'falla,
's wara halw'ti Kigala aus Gold, ganz uhni Dalla.
Manichi hen aa silv'rni g'hat, mit rosaroti od'r hellbloi Stainla drin.
Aw'r meini! Meini die hen glitz'rt, wie d' Sunnastrahla wann sie im Wass'r sin.

D' Hewamm, d' Bewibas 's Eelmill'rs hat m' d' Lech'r g'stocha,
daß des net weh tut, des hat sie m'r bei d'r Taaf glei v'rsprocha.
Sie isch no aa ball zum Stecha kumma.
D'noch hat sich's rausgestellt, daß sie hat a viel zu dicki Nodl gnumma.

Mei Mutt'r hat m's spät'r v'rzählt; v'rhailt sin die sellamol schnell.
Ha ja! m'a hat sie aa mit Schweinischmalz ei'gschmiert un fescht eipud'rt mit Mehl.
Ja ja! d' Glaawa an die aifachschi Mitt'l hat domols g'holf a – net imm'r,
aw'r doch v'reiz't.

Mei Eltra hen mi herzhaft ufzoga, sie hen mi net v'rzeinslt.
Un des war aa gut so, weil spät'r hawi's braucha kenna –
d' Krieg un sei Folga brauch i eich jo nimmi nenna.
Oh, was hat net allas v'rgrawa unr'm Schweistall, in die Gwandkäscha,
daß's net v'rdreck't.
Ich hab mei Ahrringala, mei ainzicha Schmuck, im Tauwaschlag v'rsteck't.
In a Säckli, mit Stroh umwick't, hawi sie glegt und ganz fescht zubunna.
Aw'r wer waiß, d' Partsana hen sie sich'r d'noch ball g'funna.

Mei Ahrringala! Wu werra sie heint noch 40 Jahr wohl sei?
Am bescha, i schenk sie d'r heinzicha Träg'ri un schick mi drei'.
Als Erinnerung isch m' numa bliewa: Dr Nama vun dem Stech'r und an meini
Ahrläppla die zwai große Lech'r.

Barbara Kiunke-Stier



Hochzeit von Jakob Schütz und Johanna geb. Brumm (1929).



Hochzeit von Matthias Frey und Juliana Morgenstern im Jahre 1932. Geschwister der Braut sowie Schwägerinnen und Schwäger.



Kindstaufe bei Familie Josef Lieb und Juliana geb. Morgenstern, Haus Nr. 603 (1944).



Kindstaufe bei Familie Klingel (Rauchfangkehrer) im August 1937.

Die letzte Begegnung mit meinem Lateinlehrer

Von Hans Stein

In Franzfeld wurden an einem Novembertag des Jahres 1944 mehrere Männer zur Arbeit nach Panschowa zusammengetrieben. Unter ihnen waren auch mein Onkel, mein Bruder und ich. Bis wir alle zusammengetrieben und die Wagen bereit waren, die uns nach Panschowa bringen sollten, wurde es Mittag. Wann wir schließlich von Franzfeld abfahren, weiß ich heute nicht mehr genau. Ich weiß nur noch, daß wir etwa gegen vier Uhr nachmittags das Ziel erreichten. Es war ein Fabrikgebäude neben dem Damm an der Temesch (es könnte auch schon die Donau gewesen sein), zu dem ein Bahngleis führte.

Man führte uns, wie es damals üblich war, nicht auf direktem Wege ans Ziel, sondern kreuz und quer durch die Stadt. Dies geschah vielleicht deshalb, damit wir nicht zu früh ankommen sollten. Als wir eintrafen, wurden gerade die Männer aus dem Lager Panschowa – die Panschowaer waren damals schon interniert, wir Franzfelder noch nicht – zum Abmarsch ins Lager aufgestellt. Unter ihnen befanden sich auch einige Franzfelder. Als diese uns erkannten, kamen sie zu uns herüber. Es gab viel gegenseitig zu fragen. Diese Männer hatten in der Zwischenzeit mancherlei Unangenehmes erlebt. Sie hatten auch Hunger. Auf unserer Seite wurden dann auch gleich die mitgebrachten Lebensmittel ausgepackt und jeder der Männer bekam etwas zu essen.

Da in dieser Gruppe viele Panschowaer waren, wagte ich mich etwas näher an sie heranzuschleichen, um vielleicht den einen oder anderen Bekannten zu entdecken. So kam es zu der Begegnung, die ich bis heute nicht vergessen habe.

Als ich suchend in die Menschenmenge schaute, stand plötzlich ein Mann vor mir. Er grüßte herüber, ging dann in einiger Entfernung an mir vorbei und verschwand wieder in der Menge. Beim Anblick dieses Mannes bin ich so erschrocken, daß ich mich nicht mehr von der Stelle rühren konnte. Ich erkannte meinen Lateinprofessor vom Gymnasium in Panschowa, Dr. L. Rössel. Was hat mich so sehr an ihm erschreckt? War es die Tatsache, daß plötzlich einer meiner Lehrer vor mir stand? Oder war es das Aussehen dieses Lehrers? Ich glaube, es war das letztere.

Mein Lateinlehrer hatte ein abgemagertes, unrasiertes Gesicht und tiefliegende trübe Augen. Seine Kleidung war verschmutzt und an einigen Stellen auch schon zerrissen. Und das alles bei einem Mann, den ich immer als einen korrekt gekleideten geistlichen Herrn mit gütigem Blick kannte.

Als ich mich wieder von meinem Schreck erholt hatte, war Dr. Rössel schon in der wartenden, hungernden und zum Teil frierenden Menge verschwunden. Ich lief zu meinen Leuten zurück, suchte meinen Onkel und erzählte ihm alles.

Er, der Erwachsene, reagierte ganz anders als ich. Er hatte es auch leichter, denn er mußte nicht einen Schrecken überwinden wie ich. Deshalb fragte er mich auch sogleich: »Wo ist der Mann? Suche ihn und bring ihn her. Der hat doch Hunger! Er muß etwas zu essen bekommen!«

Das leuchtete mir sofort ein. Ich ging schnell wieder zurück, um Dr. Rössel zu suchen. Doch leider vergebens. So sehr ich mich auch bemühte und suchend um *die Gruppe herumliief – in die Gruppe hineinzugehen getraute ich mich nicht*, ich konnte meinen Lehrer nicht mehr finden. Mein Onkel machte mir dann Vorwürfe, weil ich den Mann nicht gleich mitgebracht hatte. Es war leider zu spät. Wir hofften, daß diese Männer am nächsten Tag wieder in unsere Nähe zur Arbeit kommen würden, damit wir das Versäumte nachholen können. Diese Hoffnung wurde aber nicht erfüllt.

Einige Wochen später erfuhr ich von einem Landsmann, der kurze Zeit mit Dr. Rössel zusammen war, wie übel er von den Partisanen behandelt wurde und welch üble Scherze man sich mit ihm erlaubt hatte.

Heute weiß ich, daß ich mich damals falsch verhalten habe. Wenn ich auch erwartet hatte, einen Bekannten zu sehen, so habe ich mit einer solchen Begegnung niemals gerechnet. Es war die letzte Begegnung mit meinem Lateinlehrer.



Drei Schwestern Hildenbrand:
Barbara verh. Hild
mit Sohn Jakob, Susanne
verh. Hild mit
Tochter Elisabeth und
Johanna verh. Lapp
(um 1943).

Von Franzfeld nach Gakowa

Erinnerung an die Flucht aus der Heimat vor 40 Jahren

Von Hans Stein

Es begann am 12. August 1947, an einem warmen Sommertag.

Ich stand in der Spinnerei der Deckenfabrik in Franzfeld und kontrollierte den Lauf der Maschinen. Weil es so warm war, ging ich kurz zur Tür, die ins Freie führte, um etwas frische Luft zu schnappen. Da sah ich gerade, wie eine Frau in Franzfelder Tracht vom Bahndamm herunter den Weg zur Fabrik nahm. Es war ein Mädchen aus einer Gruppe der Lagerinsassen, die am Bahnhof Lebensmittel für das Lager ausluden.

Kurze Zeit danach rief man mich. Ich erfuhr von dem Mädchen, daß man meine Mutter im Lager für einen Transport zur Arbeit ins Ried eingeteilt hat. Sie sagte noch zu mir: »Du mußt gleich ins Lager gehen, sonst sind die weg!«

Etwas empört sagte ich zu unserem Kommissar Djuro, daß dies nicht ginge. Ich brauchte meine Mutter hier. Und wenn sie aus Franzfeld weg mußte, dann ginge ich auch mit.

Daraufhin ließ er mir sein Fahrrad, damit ich schneller ins Lager käme, um zu verhindern, daß meine Mutter weggeschleppt würde.

Ich fuhr also los. Im Lager ging ich erst zu meiner Mutter, um mich zu erkundigen, was überhaupt geschehen war. Sie war gerade dabei, ihre noch verbliebenen Habseligkeiten zusammenzupacken. Etwas niedergeschlagen erzählte sie mir, wie alles gekommen war.

Der Balaban (Lagerkommandant) wollte sie zu einer Arbeit einteilen, zu der sie nicht gehen wollte. Da begann er zu schimpfen und schickte sie weg. Bald darauf wurde sie wieder zur Kommandantur beordert. Schon aus einiger Entfernung sah sie vor der Kommandantur einen Traktor mit einem großen Anhänger stehen, und davor einige Frauen. Als sie näher kam und der Balaban sie erblickte, schrie er: »So! Du willst hier nicht mehr arbeiten! Dann gehst du mit denen, dort wirst du schon arbeiten!« Er zeigte dabei auf die Menschen neben dem Traktor. »Was soll ich machen? Ich muß mit«, sagte meine Mutter zu mir.

Ich ging in die Lagerkanzlei und wollte mit dem Kommandanten reden, um ihn dazu zu bewegen, daß er meine Mutter nicht wegschickt. Der Balaban war aber nicht da. Ich brachte mein Anliegen vor, und man schickte mich zum Kommandanten der Lagerwache. Als ich dort eintrat, standen gerade zwei Mann vom Wachpersonal bei ihm, die mich sehr gut kannten. Einer kam gleich auf mich zu, während sein Vorgesetzter mir den Rücken zuwandte und fragte: »Was willst du hier?« Ich erklärte ihm, weshalb ich gekommen war. Er schüttelte den Kopf und sagte: »Das ist nicht gut, aber warte.« Er ging zu seinem Kommandanten und machte ihn auf mich aufmerksam. Dieser drehte sich zu mir um, und ich wiederholte mein »Sprüchlein«. Er schüttelte aber nur den Kopf und erklärte: »Da ist nichts zu machen! Deine Mutter geht mit.« Darauf sagte ich ihm, daß ich nicht

allein zurückbleiben, sondern mit meiner Mutter gehen wolle. »Gut, dann gehst du auch mit«, gab er zur Antwort.

Ich fuhr zur Fabrik zurück, wo man schon gespannt auf meine Rückkehr wartete. Der Djuro nahm etwas enttäuscht zur Kenntnis, daß ich weggehen würde. Er ging in sein Büro, kam mit einer adressierten und frankierten Postkarte zurück und sagte: »Hier, die nimmst du mit! Wenn es dir dort nicht gefällt, wo du hinkommst, so brauchst du nur die Karte abschicken, dann holen wir dich zurück.«

Ich verabschiedete mich sodann von allen. Als ich zu meinem Arbeitskollegen Krsta kam, lächelte er mich an und sagte: »Du kommst nicht mehr zurück. Nimm den Weg zur Grenze und sieh zu, daß du nach Österreich kommst.« Damals war schon bekannt, daß Österreich alle aus Jugoslawien kommenden Flüchtlinge aufnahm.

Als ich mit meinem »Bündel« ankam, saßen schon alle auf dem Wagen, und ich fand gerade noch einen Sitzplatz.

Mein Vater, der zu jener Zeit nach Zrepaja »herausgekauft« war, kam glücklicherweise zurück, als alles aufgeladen war. Das wußte ich aber nicht. Und so sagte ich zu denen, die neben mir saßen. »Schade, daß mein Vater jetzt nicht hier ist. Dann könnten wir zusammen weggehen.« Die Mädchen und Frauen, die neben mir saßen, sahen mich verwundert an und fragten: »Weißt du denn nicht, daß dein Vater auch bei uns auf dem Wagen sitzt?« Das war für mich eine Erleichterung, und in Gedanken war ich schon auf der Flucht nach Österreich.

Wir fuhren etwa um zwei oder drei Uhr nachmittags ab. Es ging vom Lager in die Riedgasse, dann in die Kaffeegasse, und von dort in die Hauptgasse in Richtung Pantschowa. Als wir durch die Kaffeegasse fuhren, kam trotz allem der Abschiedsschmerz auf. Um diesem Herr zu werden und um unseren »Herren« nicht zu zeigen, daß uns der Abschied schwerfiel, reichten wir uns reihum die Hände und sangen das Lied »Nun Ade du mein lieb Heimatland«. Obwohl viele Tränen flossen, wurde kräftig und laut – wenn auch weniger schön – gesungen.

Das war unser Abschied von der Heimat. Dicht an dicht, auf unseren Säcken mit den paar noch verbliebenen Habseligkeiten sitzend, fuhr unser Wagen von einem Traktor gezogen, dahin.

Als wir im Ried ankamen, war die Sonne schon untergegangen und wir mußten uns beeilen, das uns zugewiesene »Quartier« aufzusuchen. Dies war ein Hambar (Maisspeicher). Da es kein Licht gab, mußten wir noch vor Anbruch der Dunkelheit unser Nachtlager hergerichtet haben. Doch ans Schlafen war nicht zu denken. Ich hatte das Gefühl, nicht auf Stroh, sondern auf Flöhen zu liegen, die zu allem Überfluß auch noch ausgehungert waren.

So ging das zwei Wochen. Dann beschlossen wir, uns aus dem Staub zu machen. Also fliehen! Eine frühere Arbeitskollegin und ihre Tochter schlossen sich uns an. So waren wir fünf Personen.

Als der Aufbruch für uns feststand, trugen wir nach dem Abendessen, solange noch Betrieb auf dem Gut war, unser Gepäck vom Hambar herunter in einen nahegelegenen Schweinestall. Das wurde aber von jemandem beobachtet und

der Wache gemeldet. Dies wiederum wurde von anderen gesehen, die uns so gleich warnten. Bis die Wache kam, hatten wir unsere Sachen schon wieder in Sicherheit bringen können. Eine alte Frau, mit zwei Kindern ihrer in Rudolfs-gnad verstorbenen Tochter, wollte auch in dieser Nacht fliehen. Sie hatte aber von dem Verrat nichts gewußt und ging in die uns gestellte Falle. Sie wurde eingesperrt und geschlagen. Ich kannte die Verräterin und stellte sie zur Rede. Was ich ihr alles sagte, kann hier nicht wiedergegeben werden.

Wenige Tage später gelang uns doch in der Nacht, bei strömendem Regen, die Flucht. Wir kamen ungesehen durch die Umzäunung und über den Donaudamm, und gingen dann auf der dem Gut gegenüberliegenden Seite des Dammes weiter. Zwischen Damm und Weidengebüsch, bis wir glaubten, vom Gut weit genug weg zu sein. Dann suchten wir im Weidengebüsch Schutz bis zum Morgen. Wir waren alle naß bis auf die Haut, oben vom Regen und unten vom nassen Gras. Als der Tag anbrach, drangen wir weiter ins Gebüsch. Zum Glück führte die Donau zu jener Zeit nur wenig Wasser, sonst wäre das nicht möglich gewesen. Wir kamen auf eine kleine Lichtung. Das Wetter meinte es gut mit uns. Der Regen hatte aufgehört und die Sonne schien den ganzen Tag sehr warm, so daß wir unsere nassen Kleider zum Trocknen auf die Weidenbüsche hängen konnten.

Wie wir erst später erfuhren, suchte man uns bis weit über die Mittagszeit, dabei müssen sie sehr nahe an uns vorbeigekommen sein. Wir hatten das Glück auf unserer Seite.

Wir verließen unser Versteck erst kurz vor Einbruch der Dunkelheit, um an die Bahnstation diesseits der Donaubrücke zu kommen und mit dem Zug nach Belgrad hinüberzufahren. Dort waren wir aber erst am Donaubahnhof. Um unsere Flucht fortsetzen zu können, mußten wir aber zum Hauptbahnhof gelangen. Es war Nacht, und keiner von uns kannte sich in Belgrad aus. So blieb uns nur die Möglichkeit, mit einem Fiaker zum Hauptbahnhof zu fahren. Ich suchte einen älteren Fahrer aus, der mir vertrauenswürdig schien und fragte ihn nach dem Preis für die Fahrt. Er nannte ihn, und wir begannen mit ihm zu handeln. Er ging mit seinem Preis noch etwas herunter und wir nahmen schließlich an. Zu allzu langem Handeln war ja keine Zeit. Wenn wir unseren Zug, mit dem wir weiterfahren wollten, noch erreichen sollten, mußten wir uns etwas beeilen.

Die drei Frauen, meine Mutter, meine Arbeitskollegin, ihre Tochter und mein Vater nahmen im Fiaker Platz. Ich setzte mich zu dem Kutscher auf den Bock. Der gute alte Mann war aber sehr redselig und neugierig. Er mußte, wie ich später feststellen konnte, erkannt haben, mit wem er es zu tun hatte. Er fragte mich nach dem Woher und Wohin. Ich erzählte ihm, daß wir von Zrepaja wären und zur Hochzeit einer Kusine nach Neusatz fahren möchten. Wir sprachen dann noch über verschiedene Dinge. Schließlich wurde es mir langsam peinlich, diesen guten Mann so anlügen zu müssen.

Am Hauptbahnhof angekommen, bekam er sein Geld, worauf er sich noch wortreich von uns verabschiedete. Mich nahm er etwas zur Seite, drückte mir die Hand und wünschte mir Glück für die »Fahrt zur Hochzeit«.

Heute zu behaupten, daß wir keine Angst gehabt hätten, wäre gelogen. Aber

sie legte sich, als wir das Bahnhofsgebäude betraten. Dort waren so viele Menschen verschiedener Nationalität, daß wir nicht weiter auffielen. Uns blieb nur noch Zeit, um Fahrkarten zu lösen, dann war der Zug schon da und wir stiegen ein. Um nicht aufzufallen, trennten sich die Frauen im Waggon von uns. Mein Vater und ich setzten uns nahe der Tür in eine Ecke auf den Fußboden.

Wie weit wir schon gefahren waren, wußte ich nicht. Es konnte nach meiner Schätzung noch nicht einmal die Hälfte der Strecke nach Neusatz gewesen sein, als zwei Polizisten auftauchten. Sie hatten nicht einmal eine Taschenlampe. Sie mußten mit Streichhölzern herumzündeln, um zu sehen, wer wo saß.

Als sie uns so in der Ecke sahen, verlangten sie »Ausweise« von uns, die wir natürlich nicht hatten. Sie nahmen uns mit in ihr Dienstabteil. Dort blätterten sie in ihren Notizbüchlein herum und fragten uns nach den Namen. Jetzt ging die Lüge los! Wir konnten ihnen zwar unseren richtigen Namen nennen, daß wir aus Franzfeld oder von dem Gut im Ried kamen, durften wir allerdings nicht sagen. So sagten wir, daß wir aus dem Lager Gakowa kämen. Wir wollten unsere Angehörigen suchen, hätten sie aber nicht gefunden.

Sie nannten verschiedene Namen und fragten, ob wir diese Personen wären. Wir verneinten das. Endlich sagte einer zum anderen: »Es ist doch schlimm, wir suchen Verbrecher und was finden wir? Zwei arme Menschen, die unterwegs sind, um ihre Angehörigen zu suchen, von denen sie nicht einmal wissen, ob sie noch am Leben sind.« Ich schlug ihnen vor, uns laufen zu lassen. Wir hätten doch nichts Böses im Sinn. Sie meinten, daß dies nicht ginge. Sie mußten uns in Neusatz der Polizei übergeben, was sie dann auch taten.

Die Frauen hatten alles beobachtet. Als sie sahen, daß wir in Neusatz aus dem Zug geführt wurden, stiegen sie auch aus. Vor der Wachstube am Bahnhof trafen wir dann wieder zusammen, denn sie wollten mit uns in die Wachstube gehen. Der Polizist wollte sie abweisen und meinte, daß der Wartesaal weiter weg wäre. Dann sagten wir, daß wir zusammengehören. Worauf sich die Polizisten lustig machten: »Zwei haben wir gefunden und jetzt sind es fünf. Wenn wir noch warten, werden es noch mehr.«

Wir wurden dann ins Neusatzer Lager geführt, und zwar von einem Polizisten, der völlig unbewaffnet war. Also fürchteten wir uns nicht. Da wir ortsunkundig waren, wäre eine Flucht sinnlos gewesen.

Als wir in die Nähe des Lagers kamen, hörten wir das bekannte: »Stoj! Ko ide?« (Halt! Wer kommt?) Unser Begleiter meldete sich, und wir durften näher-treten. Wir wurden der Wache übergeben und ins Lager geführt. Wie nicht anders zu erwarten war, landeten wir im »Bunker«.

Im matten Licht, das vom Haupteingang herüberleuchtete, erkannte ich, daß der Bunker einmal wieder ein Schweinestall war. Für uns Lagerleute war das eine altbekannte Sache. Der Wachmann öffnete die Tür und trieb uns hinein. Offensichtlich war er darüber verärgert, daß er unseretwegen im Schlaf gestört worden war. Er schloß hinter uns die Tür und wir standen in einem völlig dunklen Raum. Man konnte die Hand vor den Augen nicht sehen. Wir wußten nicht, wie groß der Raum war, und ob sich noch jemand darin befand. Wir mußten mit den Händen



Brautpaar Karl Scherer und
Christine geb. Löchel (1913).

und Füßen alles abtasten, bis wir merkten, daß wir allein im Raum waren. Wir setzten uns nieder. Hinlegen wollten wir uns nicht, weil wir nicht wußten, was uns dann erwarten würde.

Am Morgen kam ein Wachposten und öffnete die Tür. Wir traten ins Freie. Was wir dort sahen, ließ uns vergessen, in welcher Lage wir uns befanden. Wir standen kaum 50 Meter vom Donauufer entfernt. Am gegenüberliegenden Ufer erhob sich die Festung Peterwardein in der strahlenden Morgensonne. Es war ein herrlicher Anblick.

Hinter uns begann das laute Treiben des Lagerlebens. Ich drehte mich um, um zu sehen, was im Lager so vor sich ging. Mein Blick fiel auf ein Mädchen mit langen, blonden Zöpfen, die zu uns herüberschaute. Es war ein Franzfelder Mädchen, die ich sehr gut kannte, weil unsere Eltern befreundet waren. Ich winkte ihr zu. Aber sie blieb ganz still stehen. Dann ging sie einige Schritte rückwärts, drehte sich um und rannte davon. Ich war etwas enttäuscht, weil ich glaubte, daß sie mich nicht erkannt hatte. Dem war aber nicht so. Sie hatte mich und auch meine Eltern erkannt. Deshalb lief sie zu ihrer Mutter, um ihr zu sagen, daß »Stainlis im Bunk'r sin«, was die Mutter nicht glauben wollte.



Familie Jakob Grauer,
Haus Nr. 732 (um 1939).

Als ich meinen Eltern erzählen wollte, wen ich gesehen hatte, hörte ich Schritte hinter mir. Ich drehte mich um, und vor mir standen die Bärbel und ihre Mutter. Es gab eine freudige Begrüßung. Wir wurden von den beiden, den damaligen Möglichkeiten entsprechend, mit Eßbarem versorgt.

Mein Vater und ich wurden zum Lagerkommandanten zum Verhör geholt. Er schrie uns an, und wurde trotzdem von uns angelogen. Dabei mußten wir aufpassen, daß wir uns nicht widersprachen und der ganze Schwindel aufflog. Nach dem Verhör durften wir wieder in unseren »Bunker« zurückgehen, wo die Frauen neugierig auf uns warteten.

Gegen Mittag erfuhren wir, daß in zwei Tagen ein Transport nach Gakowa abgehe, mit dem wir mitfahren dürfen.

Bis zur »Abreise« blieb der Schweinestall unsere Unterkunft, wo wir auch wie die Schweine lagen, nämlich im Staub, denn Stroh gab es keines.

Die Bärbel und ihre Mutter versorgten uns noch mit amerikanischen Wurstkonserven, die man damals in Neusatz kaufen konnte. Nach zweitägigem Aufenthalt ging die Reise – diesmal legal – weiter nach Gakowo, von wo aus dann der schwerste Teil unserer Flucht begann.

Der Lastenausgleich – eine Hilfe zur Eingliederung der Heimatvertriebenen

Von Leopold Barwich und Johann Schindler

Gelegentlich bedauerten Landsleute, daß die zuerkannte Entschädigung nicht ihren Vermögensverlusten entsprach. Über 40 Jahre sind seit der widerrechtlichen Vertreibung vergangen, weswegen jetzt ein kritischer Rückblick auf das Ergebnis der Lastenausgleichsgesetzgebung möglich ist.

Was sollte dieses Gesetz bewirken? – Wenn wir den Sinn des aus Last und Ausgleich zusammengesetzten Wortes suchen, dann erfahren wir, daß die Kriegslasten, das sind die Kriegsschäden und Vermögensverluste der Kriegsgeschädigten und Heimatvertriebenen, durch Abgaben (Steuern) der von Kriegsschäden verschonten oder nur teilweise geschädigten Bürger unserer Bundesrepublik Deutschland, in Höhe von 50 % ihres Vermögenswertes, und die Einzahlung in einen Ausgleichsfonds, unter Berücksichtigung der volkswirtschaftlichen Möglichkeiten, die Voraussetzungen geschaffen wurden, daß mit diesen Mitteln den Kriegssachgeschädigten und Vertriebenen geholfen, nicht aber der Verlust ersetzt werden konnte.

Durch die Hausratsentschädigung zur Wiederbeschaffung verlorenen Hausrates, durch Mittel und Darlehen für den Wohnungsbau oder die Gründung landwirtschaftlicher oder gewerblicher Betriebe, durch Umwandlung der Hauptentschädigung in eine Kriegsschadensrente zur Altersversorgung der in der Heimat selbständigen Landwirte und Handwerker, wurde vielen Neubürgern geholfen. Diese Hilfe führte zu einer sozialen und wirtschaftlichen Eingliederung der Vertriebenen und ermöglichte ihnen einen Neubeginn.

Die notwendige Gesetzgebung für die Antragstellung, die Feststellung der Vermögensverluste an landwirtschaftlichem Vermögen (einschließlich Bauernhaus, lebendes und totes Inventar), an Grundvermögen (Hausbesitz), Betriebsvermögen oder Spareinlagen; unter Berücksichtigung der Herkunftsgebiete, der Währungen, der geltenden Rechtssysteme und erbrechtlichen Vorschriften; der Festsetzung der Ersatzeinheitenwerte und Hektarsätze; und die Organisation der Ausgleichsbehörden und Ausbildung der Sachbearbeiter erforderte von den Politikern, den Sachverständigen und den Behördenangestellten viel Verständnis und Einfühlungsvermögen. Auch die Vertreter der Vertriebenenverbände haben erfolgreich mitgewirkt.

Im Franzfelder Gemeindearbeitskreis (GAK) wirkten als Vertrauenspersonen und Gutachter mit: Johann Ruppenthal (Haus Nr. 555), ehemaliger Landwirt und Richter, Vorsitzender des GAK; Michael Gebhardt (Haus Nr. 91), Landwirt und ehem. Vizerichter; Johann Jahraus (Haus Nr. 61), Landwirt und ehem. Obmann des Bauernvereins; Adam Gloß (Haus Nr. 717), Landwirt und ehem. Geschäftsführer des Bauernvereins; Johann Koch (Haus Nr. 575), Landwirt und ehem. Geschworener im IV. Viertel. Diese Männer haben im Jahre 1961 in drei Sitzungswochen 928 Anträge bearbeitet.

Ersatzmänner waren: Karl Hummel (Haus Nr. 386 c), Landwirt und Andreas Koch (Haus-Nr. 861), Landwirt. Nachgerückt in den GAK sind: Josef Schindler (Haus-Nr. 270), Landwirt und ehem. Kassier des Bauernvereins und Andreas Haas (Haus-Nr. 550), Landwirt und Ziegeleibesitzer.

In der Nachsitzung im Jahre 1967 wurden weitere 134 Anträge überprüft. Die genannten Männer wurden zu gewissenhafter Arbeit, nach bestem Wissen und Gewissen verpflichtet. Deshalb gebührt ihnen der Dank aller Franzfelder für die Bereitschaft zur Übernahme dieser schweren und undankbaren Aufgabe.

Der Verlust des landwirtschaftlichen Vermögens in Franzfeld wurde wie folgt ermittelt:

Nach Überprüfung der Unterlagen über landwirtschaftliches Vermögen in Franzfeld wurden Anträge für 5828 Hektar Boden (756 Betriebe) begutachtet. Davon bis 1961 für 5326 Hektar (674 Betriebe) und bis 1967 für 502 Hektar (82 Betriebe). Das Vermögen der im Ausland lebenden und nach Übersee ausgewanderten Landsleute, der Stichtagversäumer und der in den Lagern Verstorbenen konnte nicht zur Feststellung angemeldet werden.

In Franzfeld lebten 1939 in 1117 Häusern 4495 Einwohner. Für Gemeinden der ehem. österreichischen Militärgrenze, zu der dieser Ort zählte, galt das österreichische Erbrecht. Der Hektarsatz für das landwirtschaftliche Vermögen wurde auf 1520 Reichsmark (RM), für den Weinbau auf 4500 RM festgesetzt.

Da die Franzfelder auch in den Nachbargemeinden Feldbesitz hatten, wird deren Hektarsatz nachfolgend angegeben:

Apfeldorf	1400 RM	Dobritza	970 RM
Bortscha	1110 RM	Neudorf	1170 RM
Zrepaja	1030 RM	Pantschowa	1570 RM
Jarkowatz	1040 RM		

Gutshöfe (Pußten) besaßen Franzfelder in:

Baranda	540 RM	Orzy	1340 RM
Bawanische	1050 RM	Pantschowa	1570 RM
Brestowatz	1400 RM	Perles	1280 RM
Debeljatscha	1030 RM	Sajan	1170 RM
Homolitz	1280 RM	Samosch	1110 RM
Kenderesch	1460 RM	Startschewo	1190 RM
Laudon	1340 RM	Kowatschitza	1030 RM

Im Hektarsatz für Franzfeld sind enthalten:

786 RM für Grund und Boden

159 RM für die Wohngebäude

223 RM für Wirtschaftsgebäude

211 RM für lebendes Inventar (Vieh)

141 RM für totes Inventar (Geräte, Maschinen)

1520 RM = Summe der Aufgliederung.

Für die Umrechnung der Feldmaße wurden Tabellen erstellt und die Hauptentschädigungen der Antragsteller in Schadensgruppen gestaffelt und zusammengefaßt. Bei kleinerem Besitz und bei gemeinsamem Besitz der Eheleute wurde prozentual ein höherer Entschädigungsbetrag errechnet. Der Verkehrswert des Vermögens betrug das Drei- bis Vierfache des festgesetzten Ersatzwertes.

Der Feldbesitz der Franzfelder betrug nach Leopold Eggers amtlichen Erhebungen 1939/40:

9236 Katastraljoch Ackerland

218 Joch Weingärten

59 Joch Wiesen und

2 Joch Weideflächen. Dies ergibt insgesamt 9515 Joch oder 5476,83 Hektar.

Somit hatte Franzfeld nach Werschetz und Stephansfeld den drittgrößten Feldbesitz im Banat.

Für den Verlust an Grundbesitz (Häuser) wurden laut vorliegenden Listen 459 Anträge gestellt. Für die Verluste an Betriebsvermögen standen leider keine Angaben über Art und Größe der Betriebe zur Verfügung.

Wichtige Gesetze:

Währungsreform 21. 6.1948

Soforthilfegesetz 8. 8.1949

Lastenausgleichsgesetz 1. 9.1952

Bundesvertriebenengesetz 31.12.1952

Stichtage:

für den Wohnsitz in der

Bundesrepublik Deutschland 31.12.1950 oder 31.12.1952

für den Zuzug aus dem Ausland 20.8.1957

für Erbfälle 1.4.1952

bei Zwischenaufenthalt in der SBZ 31.12.1961

Hier ein Beispiel für die Berechnung der Hauptentschädigung (es handelt sich um einen angenommenen Fall zur Verdeutlichung des Vorgangs): Bauernhaus und 5 ha landwirtschaftliches Vermögen in Franzfeld, bei einem Hektarsatz von 1520 RM

+ 1/3 Erhöhung 7600 RM

Summe: 2540 RM

Einstufung in Schadensgruppe 7 (bis 12 000 RM) 10140 RM

Grundbetrag der Hauptentschädigung 8550 DM

+ 10 % Entwurzelungszuschlag 855 DM

Summe: 9405 DM

aufgerundeter Grundbetrag 9410 DM

+ Zinsen vom 1.1.1953 bis Ende 1961 3388 DM

Auszahlungsbetrag der Hauptentschädigung am 31.12.1961 12798 DM

Die erhaltene Entschädigung durch das Lastenausgleichsgesetz bedeutet nicht einen Verzicht auf den Wiedergutmachungsanspruch des im Osten oder Südosten zurückgelassenen Eigentums. Erstmals in der Geschichte wurde durch ein Gesetz ein Ausgleich innerhalb des deutschen Volkes (leider nur der Bürger in

der Bundesrepublik) versucht. Die zu einer Notgemeinschaft zusammengewachsenen Menschen haben auch durch die Möglichkeiten des Lastenausgleiches in der Nachkriegszeit die Grundlage für das sogenannte deutsche Wirtschaftswunder geschaffen. Allen beteiligten Politikern, Behörden und Verbänden sei an dieser Stelle Dank und Anerkennung ausgesprochen.

Vergessen dürfen wir und unsere Nachkommen nicht, daß wir Deutsche und die anderen Völker Europas noch immer auf den Friedensvertrag warten.

In einem vereinten Europa der Zukunft, zu dem auch die Völker Mittel-, Ost- und Südeuropas gehören, müßten von allen Staaten die Grundrechte der Menschen, das Selbstbestimmungsrecht der Völker, das Recht auf Heimat und der Wiedergutmachungsanspruch der Vertriebenen anerkannt, jede Vertreibung und Enteignung verurteilt, die Grenzziehung vertrauensvoll vereinbart, die Wiedervereinigung Deutschlands ermöglicht und durch Toleranz und partnerschaftliche Zusammenarbeit der Menschen und Völker, ein friedliches Mit- und Nebeneinander verwirklicht werden.



Familie Adam Brumm
(Schuster),
Haus Nr. 905 (1943).

Maße und Gewichte

Von Johann Rödler

Vergleich der heute üblichen Maße mit den alten Maßen, die in der Heimat zum Teil noch gebräuchlich waren.

- 1 Meter = 3,16 Fuß (Schuh)
- 1 Meter = 0,527 Klafter
- 1 Zentimeter = 0,37 Zoll
- 1 Millimeter = 0,46 Linien
- 1 Kilometer = ca. 1333 Schritt = ca. 1/4 Stunde Weg
- 1 Klafter = 6 Fuß
- 1 Fuß (I') = 12 Zoll
- 1 Zoll (I'') = 12 Linien (I''')
- 1 Meile (Postmeile) = 4000 Klafter
- 1 Klafter = 1,896 Meter
- 1 Fuß = 0,316 Meter
- 1 Zoll = 26 Millimeter
- 1 Linie = 2 Millimeter (2,19 Millimeter)
- 1 Elle = 0,777 Meter
- 1 Schritt = 0,75 Meter

Flächenmaße

- 1 Ar (a) = 100 Quadratmeter
- 1 Hektar (ha) = 100 Ar = 10000 Quadratmeter
- 1 Quadratmeter = 10 Quadratfuß
- 1 Ar = 27,8 Quadratklafter = ca. 13×13 Schritt
- 1 Quadratfuß = 144 Quadratzoll = 9,9907 Quadratdezimeter
- 1 Quadratklafter = 36 Quadratfuß = 3,5966 Quadratmeter
- 1 Katastraljoch = 1600 Quadratklafter = 0,57546 Hektar = 57,54 Ar
- 1 Quadratmeile = (P.M.) = 16000 Quadratklafter = 57,54 Quadratkilometer

Hohl- und Körpermaße

- 1 Liter = 10 Deziliter (dl) = 100 Zentiliter (cl)
- 1/8 Liter = 1,25 dl
- 1/5 Liter = 2,0 dl
- 1/4 Liter = 2,5 dl
- 1 Hektoliter = 100 Liter = 1767 Eimer
- 1 Eimer = 56,58 Liter
- 1 Kubikmeter = 31,66 Kubikfuß = 0,1466 Kubikklafter
- 1 Kubikfuß = 0,031578 Kubikmeter
- 1 Kubikklafter = 6,820992 Kubikmeter

Gewichte

1 Kilogramm (kg) = 100 Dekagramm (da) = 1000 Gramm (g)

100 Kilogramm = 2 Zentner (Ztr.) = 1 Meterzentner (Z)

1000 Kilogramm = 1 Tonne (t) = 10 Meterzentner

10000 Kilogramm = 10 Tonnen = 100 Meterzentner = 1 Waggon

Tabelle zur Umwandlung von Jod in Nektar

1	0	57	55	13	7	48	10	25	14	66	66	37	21	29	22	49	28	19	77
2	1	15	9	14	8	5	65	26	14	96	21	38	21	86	76	50	28	77	32
3	1	72	64	15	8	63	20	27	15	53	75	39	22	44	31	51	29	34	87
4	2	30	19	16	9	20	74	28	16	11	30	40	23	1	86	52	29	92	41
5	2	87	73	17	9	78	29	16	68	85	41	23	9	40	53	30	49	96	96
6	3	45	28	18	10	35	84	30	17	26	69	42	24	16	95	54	30	7	51
7	4	2	82	19	10	93	38	31	17	83	94	43	24	74	50	55	31	65	5
8	4	60	37	20	11	50	93	32	18	41	49	44	25	32	4	56	32	22	60
9	5	17	92	21	12	8	47	33	18	99	3	45	25	89	59	57	32	80	15
10	5	75	46	22	12	66	2	34	19	55	58	46	26	47	64	58	33	37	69
11	6	33	1	23	13	23	57	35	20	14	12	47	27	4	18	59	33	95	24
12	6	90	56	24	13	81	11	36	20	71	67	48	27	62	23	60	34	52	78

Tabelle zur Umwandlung von Hektar in Joch

12	20	1364	21.0	24	41	1129	6.0	36	62	893	26.6	48	83	658	12.0	60	104	422	35.8
11	19	164	7.2	23	38	1548	28.2	35	60	1313	13.1	47	81	1077	20.4	58	102	842	19.0
10	17	603	29.5	22	39	368	4.4	34	59	132	35.4	46	79	1497	34.2	59	100	1262	8.2
9	15	1023	15.7	21	36	788	0.7	33	57	552	21.7	45	78	317	6.6	57	99	81	27.4
8	13	443	2.0	20	34	1207	23.0	32	55	972	8.0	44	76	736	28.8	56	97	501	13.6
7	12	262	24.2	19	33	27	9.2	31	53	1391	30.2	43	74	1156	15.1	55	95	920	35.9
6	10	682	10.5	18	31	446	31.4	30	52	211	16.4	42	72	1576	1.1	54	93	1340	22.5
5	8	1101	32.7	17	29	866	17.7	29	50	631	2.6	41	71	395	23.7	53	92	160	8.5
4	6	1521	19.0	16	27	1466	4.0	28	48	1050	24.8	40	69	815	10.0	52	90	579	30.8
3	5	341	5.2	15	26	105	26.2	27	46	1470	11.1	39	67	1234	32.2	51	88	999	17.1
2	3	760	27.5	14	24	525	12.4	26	45	289	33.4	38	66	54	18.4	50	86	1419	3.5
1	1	1180	13.7	13	22	944	34.7	25	43	709	19.7	37	64	474	4.6	49	85	238	25.2
ba	30th	□ 81st.	□ 81st	ba	30th	□ 81st	□ 81st	ba	30th	□ 81st.	□ 81st	ba	30th	□ 81st.	□ 81st	ba	30th	□ 81st.	□ 81st

Faustregel: 1 Joch = 4/4 Joch, 1 Hektar = 7/4 Joch

1 Joch bei normaler Ackerlänge (der Gewanne) = 8×200 Klafter

1 Klafter = 1,896 Meter

Hausbau in Renningen vor vierzig Jahren

Ein ehemaliger Oberamtmann der Stadt Renningen erinnert sich

Von H. A.

Der Schwerkriegsbeschädigte Michael Schindler und seine Ehefrau Charlotte gehörten zu den ersten Flüchtlingen, die im Januar 1946 nach Renningen eingewiesen wurden. Sie bekamen ein kleines möbliertes Zimmer im Gasthaus »Zum Adler« zugeteilt. Im Zimmer gab es keine Kochgelegenheit, keinen Wasseranschluß und keine Heizung. Das WC mußte einen Stock tiefer in der Gaststätte benutzt werden.

Als nach und nach der große Flüchtlingsstrom einsetzte und die Wohnungsnot immer größer wurde, erging es vielen Neubürgern ähnlich. Die Wohnungsämter bestimmten, daß zwei Personen einen Wohnraum erhielten, wie es das Gesetz für Wohnraumbewirtschaftung vorsah, auch wenn der Betroffene als Beinamputierter die Treppen bis zum zweiten Stock täglich mehrmals hinaufsteigen mußte.

Da seinerzeit keine Möglichkeit bestand, ein Zimmer mit Küche zu bekommen, hat sich Herr Schindler kurzerhand dazu entschlossen, selbst Wohnraum zu schaffen. Zunächst mußten Hohlblocksteine aus gemahlener Eisenbahnschlacke und Zement in Handarbeit hergestellt werden. Dazu wurde eine Form aus Holz, die mit Blech ausgekleidet war und durch Flügelschrauben zusammengehalten wurde, selbst angefertigt. Mit dieser Form haben dann viele Helfer und Freunde 30 bis 40 Steine täglich nach Feierabend gepreßt. An Samstagen konnten täglich sogar bis zu 100 Steine hergestellt werden.

Die Leonberger Kreiszeitung hatte im Juli 1948 über die Flüchtlingsgruppe »Selbsthilfe Stahlring« und ihr Vorhaben ausführlich berichtet. Insgesamt wurden damals sechs Zweifamilienhäuser mit je drei Zimmern, Küche und Bad erstellt. Von den Bauherren stammten zwei aus Ostpreußen, zwei aus dem Sudetenland, einer aus Schlesien und einer aus Franzfeld im Banat.

Unter der Überschrift »Das erste Neubürgerhaus in Renningen« berichtete damals die Leonberger Kreiszeitung wie folgt:

Ein Richtfest besonderer Art fand am vergangenen Samstag in der hiesigen Gemeinde statt; ist es doch auch für unser als baufreudig bekanntes Renningen erstmalig, daß ein paar völlig vermögenslose Neubürger aus eigener Initiative und unabhängig von der Gemeinschaftssiedlung der Gemeinde, nach Feierabend ein Haus bauen. Herr Schindler und Herr Michalzik von hier haben dieses Wagnis unternommen.

Als die beiden im frühesten Frühjahr damit begannen, Hohlblocks herzustellen, wurden sie nur von wenigen für ernst genommen, nicht so jedoch von der Gemeindeverwaltung, die ihnen Bauplätze zur Verfügung stellte und den Kaufpreis stundete, sowie Bauholz kreditierte und auch sonst in jeder Weise an die Hand ging.



Anbringen von Kränzen aus Tannengrün und bunten Bändern beim Richtfest der »Selbsthilfe Stahlring« in Renningen im Juli 1948. Rechts im Bild Michael Schindler auf dem Dachfirst.

Nicht weniger als 1500 große Hohlblocks und ca. 3000 Schlackensteine wurden auf diese Weise einzeln in mühsamer Handarbeit hergestellt. Hierbei wurden die Bauherren von ihren künftigen Mietern unterstützt, wie auch von anderen Neubürgern, die nächstes Jahr auf dieselbe Weise zu einem eigenen Heim kommen wollen.

Bei dem Bauwesen handelt es sich nicht um einen Behelfsbau, sondern um ein imposantes 4-Familienhaus mit je 3 Zimmern, Bad und Küche. Mehr als 150 cbm Schotter wurden bis jetzt hierfür verarbeitet.

Mit Ausnahme der Zimmerarbeiten wurden sämtliche Arbeiten selbst ausgeführt, begünstigt dadurch, daß einer der Bauherren, Herr Michalzik, selbst Bauhandwerker ist und seine Kameraden angelernt hat. Tagsüber gehen die Beteiligten ihrer Lohnarbeit nach und abends und samstags wird gebaut. Eine besondere Anerkennung verdient Herr Schindler, der, trotzdem er beinamputiert ist, in keiner Weise hinter seinen Kameraden zurücksteht. Nicht zu vergessen die Frauen der Bauenden, die als »Handlanger« unermüdlich tätig sind.

Das eigentliche Richtfest vereinigte dann alle Beteiligten zu einer frohen Feier im Dachgebälk des Hauses. Das hierzulande übliche Birkenbäumchen war, heimatisch ostpreußischem Brauchtum entsprechend, durch einen »Richtkranz« aus Tannenzweigen ersetzt, der hoch über der Firstpfette schwebte. Nach dem Richtspruch des Zimmermeisters, gemeinsam gesungenen Liedern und dem üblichen Umtrunk, zerschlug der Zimmermeister mit einer eisernen Bauzange die in dem Kranz freihängende Weinflasche, so daß sich die glückbringenden Scherben über das ganze Gebäude ergossen.

Menschen in Not

Ohne Wunsch und Frage
erblickt er das Licht der Welt,
bringt Klage
du Weg der ihm bestellt,
oder beugt sich stets die Sonne
über sein Haupt?
Welche Wonne,
wäre so ein Leben!

Trägt einer des anderen Last;
Neid ist dem einen nur beschert,
in Gier und Hast
er des anderen Seele begehrt.
Der andere nur Geiz und Herrschaft
in sich trägt
und im Teufels-Kreise sich bewegt.

Hetzen und Jagen,
es kaum noch zu ertragen,
um nur zu überholen gar viele
und ist er dann am Ziele,
hat ihn schon über Nacht
das Schicksal erreicht;
ist vom Traume erwacht,
erschrocken und erbleicht.
Hernieder gestiegen
sich nun auch im Gleichtritt bewegt,
und strebt nicht mehr um zu siegen,
hat abgelegt
sein Hetzen und Jagen,
muß sich nun selber fragen,
wo nur bewegt
sich der edle Mensch?
Ist die Welt auch noch so bunt,
für jeden schlägt die gleiche Stund.

Josef Koch

Am Anfang waren es 200 Flaschen

Bei Romina in Rommelsbach werden heute stündlich 24 000 Flaschen Mineralwasser abgefüllt

Von Heiner Gstaltmayr

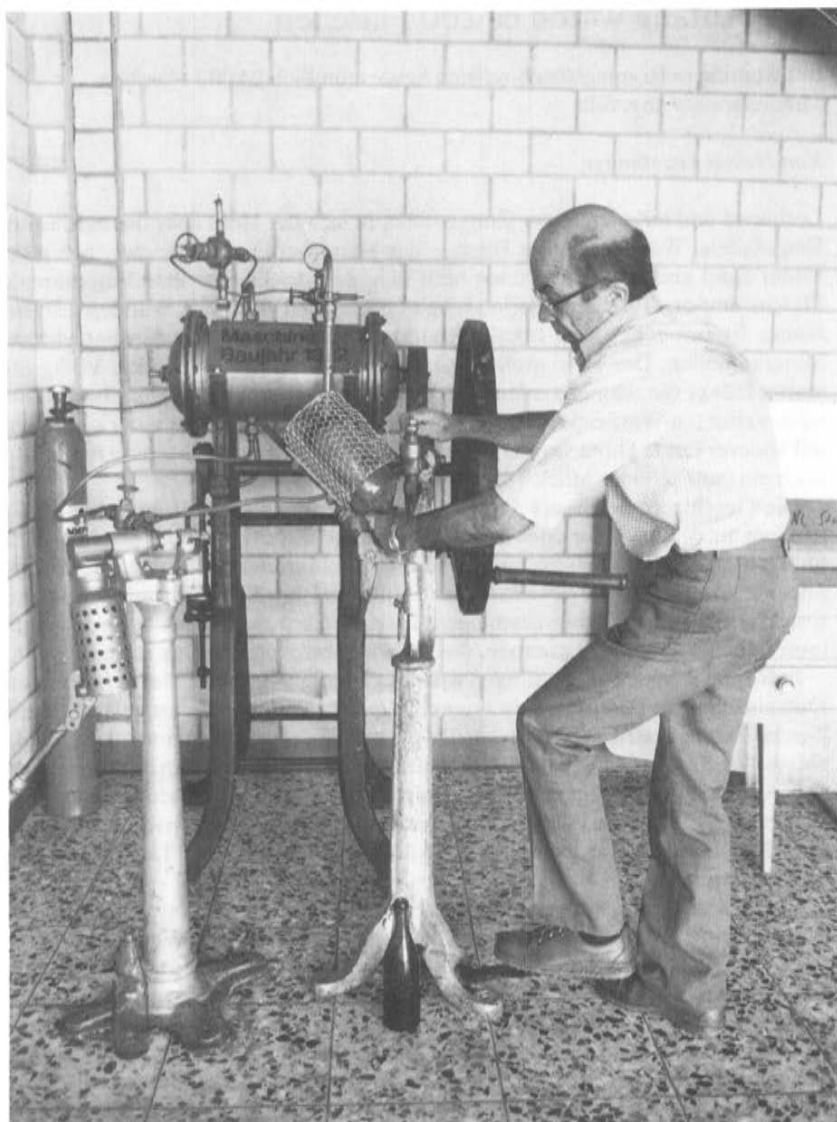
Lechzend und mit hängender Zunge schleppt sich der Held über die Leinwand. Eingefallene Wangen, hohler Blick – der Mann hat Durst! Da: zwischen glutrotem Sand und endlosen Dünen hebt sich gen Mekka eine überdimensionale Flasche empor. Glitzernde Perlen saugen sich an den gläsernen Wänden fest, ein blaues Etikett zeugt vom Inhalt: Romina-Mineralwasser aus den natürlichen Mineralquellen. Der Held greift nach der Flasche, sie entschwindet. Völlig ermattet läßt er die schmerzenden Glieder in den heißen Wüstensand sinken. Das wäre sicher ein Werbespot für einen wie Friedrich Scheuermann, der sein Geld mit anderer Leute Durst verdient. Wenn es auch von Rommelsbach bis zur Wüste noch ein ganz schönes Stück Weg ist . . .

Die Geschichte des heute 56jährigen Scheuermann beginnt im Jahre 1957, genauer am 6. Juni. Oder doch nicht? Schon seine Eltern begannen nämlich 1923 im Banat mit der Herstellung und Abfüllung alkoholfreier Getränke. Elterlicherseits war also schon eine gewisse Vorbelastung im Blut. Kriegswirren haben dann Friedrich ins Schwäbische verschlagen, wo er sich entsann, aus dem Boden jahrtausendealtes Wasser zu pumpen, um der Mitmenschen Durst zu stillen.

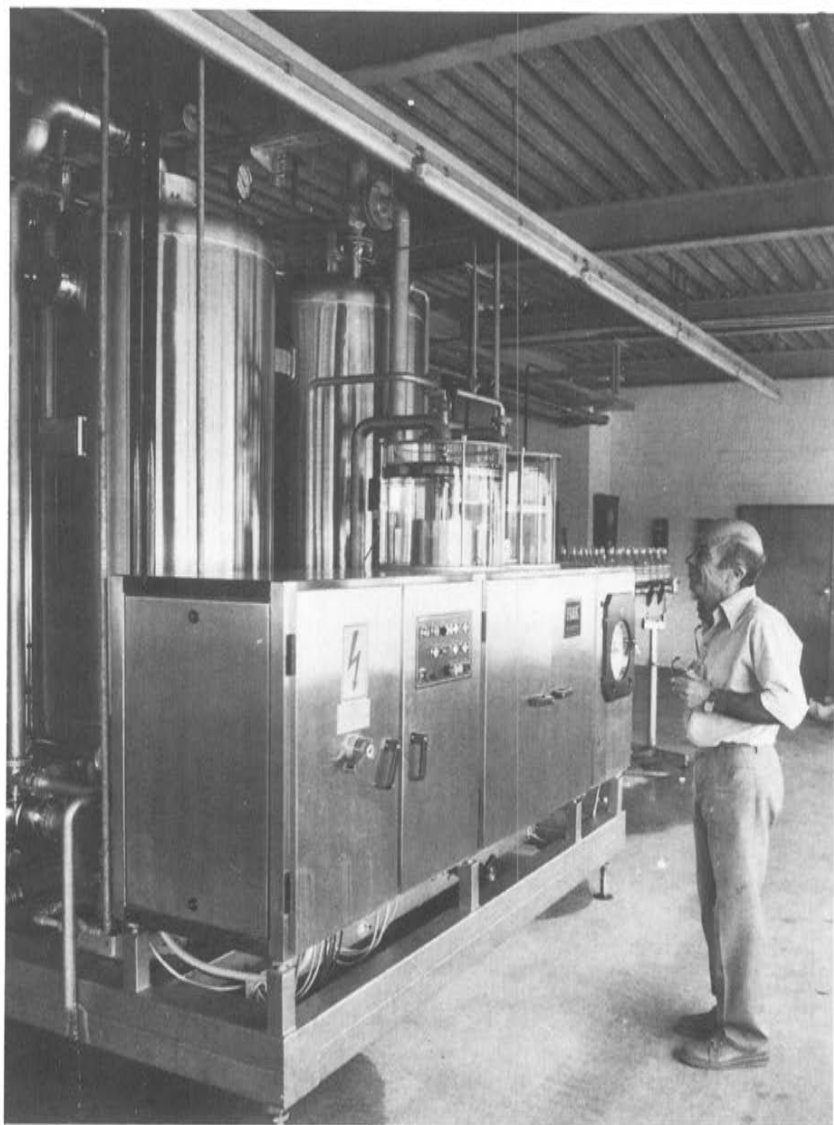
In Rommelsbach bei Reutlingen wurde er fündig. Aus einer Tiefe von einigen Dutzend Metern pumpt er seitdem kristallklares Wasser, das an vulkanischem Gestein vorbeigeströmt ist und dabei Mineralien in sich aufgenommen hat. Teile dieses Wassers sind einige tausend Jahre alt – und deshalb völlig unbelastet von den Abfällen der heutigen Industriegesellschaft. Nachdem Scheuermann seine Förderanlagen auf drei Pumpen ausgebaut hat, sind es in der Zwischenzeit deren fünf. Mit ihnen zieht er stündlich etwa 15 000 Liter aus einer Tiefe von bis zu 155 Metern.

Bis ein solches Wasser zum Heil- oder Mineralwasser erklärt wird und unter diesem Begriff verkauft werden darf, ist es freilich ein weiter Weg. Als oberste Aufsichtsbehörde hat hier das Regierungspräsidium das Sagen, es stützt seine Entscheidung auf die Gutachten mehrerer kompetenter Ämter: gefragt ist hier zum Beispiel das Geologische Landesamt in Freiburg, das Hygienische Institut in Tübingen und das Gesundheitsamt. Scheuermann hat alle diese Hürden mit Bravour gemeistert, Zertifikate, die in Auszügen auf jeder Flasche über die Gehaltsstoffe Aufschluß geben, brachten ihm die Grundlage für sein mittlerweile recht einträgliches Geschäft.

Im nüchternen Treppenhaus des Abfüllgebäudes steht eine Maschine, die ihn und seine Besucher an die Anfänge der Getränkeindustrie erinnern. Scheuermann hat sie aus dem Banat herübergeschmuggelt, im Kofferraum seines Autos. Ein paar Dutzend Flaschen konnten auf dieser einfach konstruierten Maschine in



Friedrich Scheuermann vor der museumsreifen handbetriebenen Anlage, die seine Eltern in den zwanziger Jahren in Franzfeld zur Herstellung von alkoholfreien Getränken noch verwendeten.



Friedrich Scheuermann vor der hochmodernen Paramixanlage seines jetzigen Romina-Mineralwasser-Betriebes in Reutlingen-Rommelsbach.

der Stunde abgefüllt werden, die Kohlensäure mußte aus einer stahlwandigen Patrone vorsichtig hinzugefügt werden. An Schraubverschlüsse, wie sie heute gang und gäbe sind, dachte damals noch niemand: die Flasche verschloß man mit den Schnappdeckeln.

Nur ein paar Meter weiter. Nichts erinnert mehr an die mühevolle Arbeit, bei der das Mineralwasser auf einzelne Flaschen gezogen wurde. Eine hochmoderne Abfüllanlage, die erst in diesen Wochen komplett installiert wurde und in der Stunde knapp 24 000 Flaschen reinigt, die alte Etikette ablöst, auf Bruchfestigkeit prüft und schließlich wieder mit dem köstlichen Naß füllt.

Etliche Millionen Flaschen hat Romina im Umlauf, sie stellen einen Wert von rund drei Millionen Mark dar. Scheuermann erinnert beim Anblick dieser komplizierten Anlage gern daran, daß er sich mit dem letzten Geld die ersten 200 Flaschen mitsamt einer dazugehörigen (gebrauchten) Abfüllmaschine gekauft hat.

In der Halle muß man Ohrenstöpsel tragen. Die hochfrequenten Geräusche, das ständige Scheppern der Flaschen aneinander greifen das Gehör an. Ab und zu platzt mit lautem Knall eine Flasche, wenn sie den Blähtest nicht bestanden hat. Dabei wird sie mit Luft aufgefüllt, die selbst feinste Risse ausfindig und die Flasche unbrauchbar macht. Passiert so etwas später, wenn das Mineralwasser den Endverbraucher erreicht hat, kann eine solche angeschlagene Flasche zur Minibombe werden.

20 000 Liter Lauge sind in der Waschanlage im Umlauf. Auf etwa 80 Grad aufgeheizt reinigt sie die Flaschen, löst die alten Etiketten ab und sorgt dafür, daß das Mineralwasser von Keimen nicht verdorben wird. Scheuermann hat hier nachgedacht, wie er Heizkosten sparen kann. Zu groß waren die Wärmeverluste, wenn die Waschlauge über Nacht in die großen Sammelbehälter zurückgepumpt wurde. Jetzt sind es nur noch wenige Prozent von dem, was er ursprünglich für die Heizung verbraucht hat. Große, wärmeisolierte Behälter haben den Verlust deutlich reduziert.

Überhaupt die Effektivität. Für den Verbraucher ist der Preiskampf natürlich durchaus positiv, Scheuermann und seine Mitbewerber klagen darüber, daß vor allem die Supermärkte die Hersteller untereinander gnadenlos ausspielen. Ein Kasten Sprudel für 1,99 Mark ist keine Seltenheit mehr im Regal eines Grossisten. Dabei bleibt die Qualität auf der Strecke, meint Scheuermann.

Wenn man das als Unternehmensprinzip bezeichnen darf, so ist sich der 56-jährige selbst treu geblieben. Er verkauft seine Wässerchen nur an den Fachgroßhandel und an Großmärkte, die Wert auf gutes, qualitativ hochwertiges Wasser legen. Eigene Lastkraftwagen bringen täglich etwa 8000 Kisten zu den Händlern. In Spitzenzeiten greift Romina außerdem auf Expeditionen zurück. Zur Größe seines Betriebes unter den bundesdeutschen Getränkeherstellern befragt, meint Scheuermann bescheiden: »Wir sind jetzt an der Schwelle zum Mittelstandsbetrieb.«

Daß die Qualität des abgefüllten Mineralwassers stets erhalten bleibt, kann Scheuermann garantieren. Im hauseigenen Labor prüft Tochter Christel (23)

täglich das hochgepumpte Wasser auf seine Bestandteile, regelmäßig schickt man Proben an das unabhängige Institut Dr. Fresenius. Schließlich ist auch der Wirtschaftskontrolldienst stets auf der Hut, ungeeignetes Wasser aus dem Verkehr zu ziehen. Er macht Stichproben direkt beim Händler, nimmt Flaschen aus dem Regal und unterzieht den Inhalt einer genauen Kontrolle. Nur die amtlicherseits festgestellten Bestandteile des Wassers dürfen auf dem Etikett abgedruckt werden, schreibt das Gesetz vor.

Natürlich gibt es nicht nur natürliches Mineralwasser aus dem Hause Romina. Zum sauren Wasser bietet die Palette die passende Ergänzung: zitronensüßer Sprudel und Orangenlimonade sind gefragte Durstlöcher für groß und klein. Rekonvaleszenten schließlich greifen auf das Heilwasser zurück, das nur gering mit Kohlensäure versetzt wird. Schließlich bietet Romina für den schlankheitsbewußten Kunden ein Wasser, das mit Glaubersalz vermischt ist. Es schmeckt zwar nicht so gut, hilft aber beim Abnehmen.

In den letzten Jahren ist Friedrich Scheuermann immer wieder an die Grenzen seiner Kapazität gestoßen. Erst im letzten Jahr hat er von der Stadt Reutlingen die Wasserrechte für zwei neue Brunnen erhalten, für die er anständig bezahlt. Für das kommende Jahr ist ein weiterer Neubau geplant, die jetzige Halle soll durch eine gleich große ergänzt werden. Dann wird er vielleicht auch den bisher bei etwa 18 Mitarbeitern liegenden Personalstand erhöhen.

Durst – und damit kommen wir zu unserem Leinwandhelden zurück – ist ein elementares Bedürfnis des Menschen. Und wenn die Wüste auch etwas abseits von Rommelsbach liegt, so braucht Friedrich Scheuermann um sein Auskommen nicht zu fürchten. Wer hätte denn schon, außer ihm, daran gedacht, daß unter Rommelsbach Wasser fließt, das man in Flaschen füllen und durstigen Menschen verkaufen kann?

Nachbemerkung:

Obiger Artikel von Heiner Gestaltmayr ist in den »Reutlinger Nachrichten« Nr. 161 vom 17. Juli 1986 erschienen. Der Nachdruck des Artikels erfolgt mit freundlicher Genehmigung des Autors und der Zeitungsredaktion.

Wer mit 10 Jahren nichts lernt,
mit 20 nichts weiß,
mit 30 nichts kann,
mit 40 nichts ist,
mit 50 nichts hat,
der liegt mit 60 platt.

25 Jahre FC Reutlingen

Von Wilfried Obmann

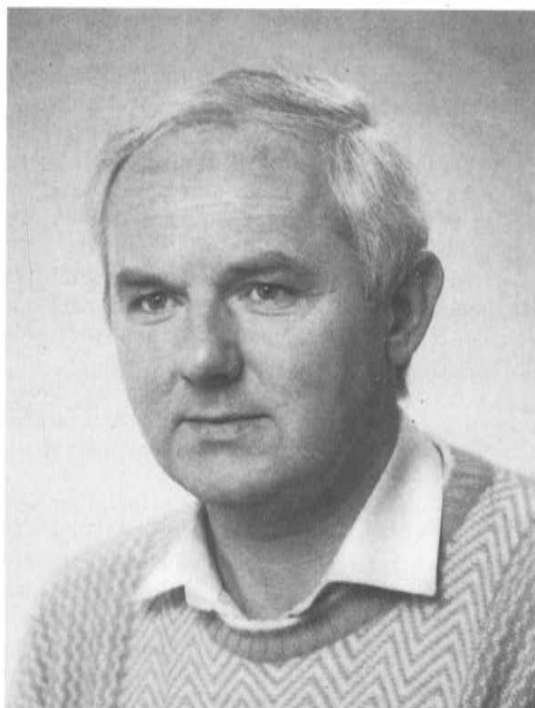
Vorbemerkung

Gegründet wurde der FC Reutlingen von jungen Männern, die in der Reutlinger Donauschwäbischen Tanz- und Trachtengruppe (Staller, Schleicher) oder in der Fußballgruppe (Merkle, Obmann) zu jener Zeit tätig waren. Unter ihnen befanden sich auch zahlreiche Franzfelder. Die Gründung des FC Reutlingen hat die Landsmannschaft der Donauschwaben unterstützt. Erster Vorsitzender des Vereins war der derzeitige Ehrenvorsitzende Friedrich Scheuermann.

Nachstehenden Bericht erstattete der Vorsitzende des FC Reutlingen, Wilfried Obmann, anlässlich der 25-Jahr-Feier des Vereins.

Gewiß kein großes Jubiläum, denn mit 25 Jahren ist ein Verein noch jung. Doch 25 schöne Jahre mit mehr oder weniger sportlichen Erfolgen in den einzelnen Abteilungen bedeuten schon etwas, ebenso die 25 Jahre harte Arbeit für diejenigen, die in ehrenamtlicher Weise die Geschicke des FC Reutlingen lenkten. Auf die Hochs und Tiefs der vergangenen 25 Jahre zurückblickend, kann festgestellt werden, daß es mehr Licht als Schatten zu sehen gab. Kameradschaftlicher Zusammenhalt, menschliches Verständnis und Bereitschaft zur Mitarbeit sowie Anpassung an alle Organe des öffentlichen Rechts und der Verbände ist uns in den zurückliegenden Jahren in hervorragender Weise gelungen. Dies muß und möchte ich hervorheben, denn Menschlichkeit und Verständnis für alle, trotz Streben nach sportlichem Erfolg, waren seit 25 Jahren die hervorstechenden Eigenschaften des FC. Zählte man alle Ereignisse des FC in den letzten 25 Jahren auf, so würde dies einen Umfang annehmen, der eine FC-Chronik alleine füllen könnte. Doch lassen Sie mich dennoch kurz auf 25 Jahre Sport im allgemeinen und im besonderen beim FC zurückblicken:

Viele, ja sehr viele Anstrengungen waren von seiten der Dachorganisationen (Bund, Land, Kreis, Städte und Verein) erforderlich, um alle Sportarten aus den Bedingungen, die sportunwürdig waren, zu dem zu führen, was unsere Wohlstandsgesellschaft verlangt, um sich sportlich zu betätigen. Um all diesen »Komfort« den Sporttreibenden zu ermöglichen, sind finanzielle Mittel notwendig, die eine Organisation, Kommune oder ein Verein für sich alleine nicht aufbringen kann. Da nun unsere höchsten Sportarten von sogenannten Profis (d. h. Sportler, die außer ihrem Sport keiner weiteren Beschäftigung nachgehen) ausgeführt werden, ergibt sich automatisch die Situation, daß, je höher die Spielklasse, umso größer der finanzielle Aufwand. Dies setzt sich fort bis in unsere untersten Spielklassen in allen Sportarten. Da aber nun gleichzeitig die Leistungen der Spieler immer höher werden, ist damit auch ein höherer Zeitaufwand sowie Trainingsfleiß und finanzieller Aufwand notwendig. Es ist somit heute schlichtweg nicht möglich in irgendeiner Sportart, ganz besonders im Mannschaftssport,



Wilfried Obmann,
1. Vorsitzender
des FC Reutlingen.

Leistungen zu vollbringen, ohne finanziellen Aufwand. Dies gilt für alle Vereine, somit auch für den FC Reutlingen. Leider geht der Trend dahin, daß die Aufwendungen so hoch sind, daß sie mit immer mehr Mitteln (Geld) von der Industrie unterstützt werden müssen. Das wiederum bedeutet, daß die Kommerzialisierung sich abbaut und eine Industrieabhängigkeit stattfindet. Dies muß für unsere hohen Spielklassen kein Nachteil sein, bestimmt aber für die unteren Amateurklassen. Mit all diesen Problemen, dazu kommen noch Rechts-, Finanz-, Führungs- und Kommunalprobleme, muß eine Vereinsführung vertraut sein. Da sich diese Aufgaben in den letzten 25 Jahren so wesentlich geändert haben, fordern dieselben zu ihrer Bewältigung fast auf jedem Gebiet einen ehrenamtlichen Spezialisten. Die Möglichkeit, sich zu einem Spezialisten auf diesen Gebieten auszubilden, wird von den Verbänden geboten. Doch diese Ausbildung kostet viel Geld und noch mehr Zeit. Die Zeit der Bewältigung der darauffolgenden ehrenamtlichen Tätigkeit innerhalb des Vereins kostet wiederum sehr viel Zeit. Deshalb ist es notwendig, daß viele gemeinsam diese Probleme lösen. Eine einzelne Person oder ein paar Leute können dies nicht allein tun. Es ist für alle unsere Abteilungen sowie für den geschäftsführenden Vorstand notwendig, daß viele Mitglieder sich zur Mitarbeit bereiterklären. Sportlicher Erfolg ist nur möglich,

wenn eine gute und verantwortungsbewußte Vereins- und Abteilungsführung vorhanden ist.

Wir begehen in diesem Jahr unser 25jähriges Jubiläum. Wir werden dieses Jubiläum im bescheidenen Rahmen durchführen. Für alle dazusein, ist unser Ziel. Aus diesem Grunde werden wir keine Großveranstaltung abhalten, sondern vom 5. Juli bis 13. Juli 1986 eine Sportwoche durchführen, in der alle Abteilungen unseres Vereins für unser Jubiläum beitragen. Das ganze Jahr 1986, d.h. alle Veranstaltungen des Vereins und seiner Abteilungen, stehen im Zeichen »25 Jahre FC Reutlingen«. Beginnend mit der Eröffnung der Tennissaison Anfang Mai und endend mit dem Jubiläumsball am 4. Oktober 1986 in der Festhalle Rommeslbach. Wir begehen dieses Jubiläumsjahr absichtlich in einem breit angelegten Rahmen, um allen unseren Mitgliedern sowie der breiten Öffentlichkeit die Möglichkeit einer Teilnahme zu geben.

Was geschah nun beim FC Reutlingen in den vergangenen 25 Jahren? Wie bereits eingangs erwähnt, wäre eine Darstellung des Vereinslebens innerhalb dieser Jahre sehr umfangreich. Deshalb sei nur auf einen der wichtigsten Eckpfeiler des FC Reutlingen erinnert:

Vor 15 Jahren begingen wir unser 10jähriges Jubiläum. Unser damaliger Vorsitzender, N. Merkl, hat bis zum Jahre 1971 die wichtigsten Daten unserer Vereinsgeschichte dargestellt. Um den Umfang dieses Berichtes nicht zu groß werden zu lassen, werde ich die Angaben bis 1971 nicht wiederholen, sondern nur, was bis 1971 nicht erwähnt wurde, mit darstellen. Nach der Gründung des FC Reutlingen 1961 benötigten wir 9 Jahre, um in eigene Clubräume einziehen zu können. Dies geschah 1970 mit dem Einzug in das 1. Clubheim des FC in der Degerschlachter Straße (altes Sendergebäude). Die Schwierigkeiten und Probleme, die es mit der Lage gab, und der Möglichkeit, dort nicht in unmittelbarer Nähe Sport betreiben zu können, sind hinreichend bekannt. Deshalb war ein Drängen unsererseits sowie ein nimmermüdes Nachlassen notwendig, uns nach anderen Wegen umzusehen und ein besseres »Zuhause« anzustreben. Sollte der FC Reutlingen Bestand haben, dann mußten andere Voraussetzungen geschaffen werden. Wir waren gezwungen, alles zu unternehmen, um dies zu erreichen. Deshalb fanden 1974 die ersten Gespräche mit der Stadt Reutlingen statt. Was von seiten der Stadtverwaltung dem FC gegenüber getan werden konnte, wurde getan. Die Möglichkeit zur Erstellung eines neuen Vereinsheimes sowie die nötigen Sportplatzprobleme fanden schließlich nach intensiven Verhandlungen 1975 und 1976 eine Lösung. Der Nordraum der Stadt Reutlingen mit der Carl-Diem-Sporthalle und dem Sportplatz war strukturell der geeignete Platz dem FC Reutlingen ein Zuhause zu bieten. Nach Zuteilung eines Bauplatzes auf Erbbaurecht wurden 1976 die Baupläne für unser jetziges Vereinsheim erstellt und die Baugenehmigung erteilt. Was beim anschließenden Bau unseres Vereinsheimes geschah, war beispielhaft. Fast 17 000 freiwillige Arbeitsstunden von den meisten unserer Mitglieder waren die Voraussetzung dafür, daß das, was unser Vereinsheim heute ist, werden konnte, auch in finanzieller Hinsicht. Am 28. Oktober 1977 konnten wir unser neues Vereinsheim offiziell einweihen. Zwischen-

zeitlich bereicherte auch eine Tennisabteilung den Verein. Und da man bekanntlich ohne Tennisplätze schlecht Tennis spielen kann, war der Bau solcher Plätze notwendig. 1979 konnten dann die ersten beiden Tennisplätze ihrer Bestimmung übergeben und 1981 die Plätze 3 und 4 eingeweiht werden. Es liegen arbeitsreiche Jahre hinter uns. Was der FC und seine Mitglieder auf die Beine gestellt haben, auf dies dürfen wir mit Recht stolz sein. Wir dürfen sagen, daß wir die Erwartungen der Stadt Reutlingen, der FC werde dem Nordraum der Stadt eine aktive Bereicherung sein, erfüllt haben und weiterhin erfüllen werden. Dies verpflichtet uns, weiterhin aktiv zu sein und neue Möglichkeiten zu suchen, um das Vereinsgeschehen zu erweitern und zu vergrößern. Dabei darf das bereits geschaffene nicht vernachlässigt werden, sondern muß erhalten bleiben. Der FC Reutlingen soll in den kommenden Jahren weiterhin ein gedeihliches Vereinsleben führen. Das Wort unseres einstigen Oberbürgermeisters Oskar Kalbfell soll aber Bestand haben: »Die Stärke des FCs liegt nicht in der Anzahl seiner Mitglieder, sondern an seinem inneren Zusammenhalt, der von einem gemeinsamen Willen geprägt ist.«



Adam Gerwich
(Haus Nr. 533)
mit Ehefrau Theresia
geb. Morgenstern und ihren
drei Kindern.
Vorne in der Mitte der
Neffe Jakob Morgenstern.

Alti Leit were wunderbarlich

Vum Doktrs-Vettr (Dr. Fritz Hild)

Alte Leute werden sehr oft von »Arteriosclerose« (=Verkalkung der Blutgefäße) befallen. Einer meiner Professoren pflegte uns diese Verkalkung der Blutgefäße sehr anschaulich zu erklären: Die Gefäße werden von innen brüchig, wie ein alter Weinschlauch, der von innen sehr viele Einrisse hat, einen neben dem andern; der durch und durch morsch ist. Von außen schaut er oft gar nicht so schlecht aus. Diese Einrisse gehen oft fast bis an die Oberfläche des Blutgefäßes. Bringen sie die Oberfläche zum Platzen, so tritt Blut aus. Wir haben es dann mit einem Schlaganfall zu tun. Man kann gegen die Brüchigkeit der Gefäße viel tun, elastisch kann man dieselben jedoch nicht mehr machen!

Die Verkalkung der Blutgefäße geht fast immer mit Charakterveränderungen einher. Aus diesem Grunde pflegt man zu sagen »Alti Leit were wundrlich«.

Diese Charakterveränderungen zeigen sich im Verhalten des einzelnen. Die näheren Familienangehörigen, oft die Kinder, bemerken, daß sich die Lebensgewohnheiten des von Verkalkung Befallenen plötzlich verändern und anders werden als bisher. Der Betroffene wird sehr sparsam, ja, oft sogar geizig. Hier in Deutschland ist doch für jeden gesorgt, jeder hat seine Rente, mit der er gut auskommen kann. Der Mensch mit Verkalkung hat immer Angst, daß die Zeit kommen kann, daß es ihm nicht reicht, daß er total verarmt und am Ende seines Lebens vielleicht noch hungern muß. Zu den Banken hat er längst sein Vertrauen verloren. Irgendwann und irgendwo hat er mal gelesen, daß eine Bank in Konkurs gegangen ist und die Leute, auch die kleinen Sparer, um ihr ganzes Geld gekommen sind. Da hebt er sein gespartes Geld lieber zuhause auf, oft im Strohsack oder unter der Matratze, da scheint es ihm viel sicherer zu sein. Es sind oft ganz beträchtliche Summen, die so gehortet werden. Der Betreffende genießt es dann richtig, wenn er die Scheine zählen kann. Kurz danach hat er wieder vergessen, wie viel er gezählt hat, d.h., wie hoch die angesparte Summe ist.

Oft kommt Vater oder Mutter verzweifelt angerannt und erzählt atemlos, daß ihnen Geld weggekommen, sicher gestohlen worden ist. Verschiedene Personen werden gleich beschuldigt und kommen für den Diebstahl in näheren Verdacht. Vergebens versucht man zu erklären, daß der Dieb die ganze Summe und nicht nur einen Teil derselben mitgenommen hätte. Das Geld taucht dann immer wieder auf. Der Betroffene hat das Geld sicherheitshalber in zwei Teile geteilt, das Versteck des zweiten Teiles jedoch inzwischen vergessen.

Die von Verkalkung Befallenen erinnern sich oft noch an Ereignisse, welche sie vor vielen Jahren, noch in der alten Heimat erlebt haben, während die Ereignisse der letzten Jahre verschwommen sind. Sie werden immer mehr und mehr »programmiert«, das heißt, sie erzählen immer und immer wieder dasselbe. Sie erzählen immer nur die guten Eigenschaften, welche sie selbst gehabt und welche in der damaligen Zeit geherrscht haben. Frauen haben immer gut gekocht, sind stets von allen gelobt worden, sie sind immer mit wenig Geld ausgekommen und

haben immer das Geld gut einteilen können. Stets haben sie auf Ordnung und Sauberkeit geachtet, im Hause, wie auch auf der Gaß war immer alles blitzblank und sauber. Ihre Kleidung, auch wenn sie nicht viel hatten, war stets sauber, nie zerrissen. Männer, frühere Bauern, erzählen immer wieder, wie gut sie ihre Wirtschaft geführt haben. Sie hatten immer gute Pferde, ihre Kühe gaben immer viel Milch. Ihre Ernte war immer von den besten im Dorf. Jedes Jahr konnte man anständig schlachten, fast jedes Jahr konnte man Feld dazukaufen. Handwerker und Fabrikarbeiter erzählen ähnliches. Sie hatten einen großen und guten Kundenkreis, die Aufträge konnten sie kaum bewältigen. Fabrikarbeiter erzählen, wie der Vorarbeiter oder Meister mit ihnen stets zufrieden war, wie sie vor allen Mitarbeitern belobt wurden, Lohnaufbesserung bekamen usw.

Sowohl Männer als auch Frauen sind sich im Zustand ihrer Verkalkung einig, daß zu ihrer Jugendzeit noch Zucht und Ordnung herrschte, den Eltern mußte man folgen, um so und so viel Uhr mußte man abends pünktlich zuhause sein. Das Wort von Vater und Mutter mußte geachtet und befolgt werden, ein »Zurückmaulen« gab es nicht! So lockere Sitten, wie heutzutage, herrschten natürlich nicht! Auf der Straße grüßte man im Dorfe jeden.

Verkalkte Menschen betonen immer wieder, daß sie niemand zur Last fallen wollen, sie haben immer das Gefühl »überflüssig« zu sein. Sie wollen sich in nichts einmischen, tun dies aber immer und immer wieder. Ihre Rede beginnt sehr oft mit »'s geht mi jo nix aa, i sollt jo aa nix sage, awr . . .«

Wenn in der alten Heimat alte Leute ihre Wirtschaft aufgaben, so blieben sie gewöhnlich bei einem Sohn. Sie wurden in den Haushalt eingegliedert, sowohl der Großvater, als auch die Großmutter hatten einen Aufgabenkreis. Der Großvater versorgte das Vieh, welches zuhause blieb, richtete den Stall, schöpfte Wasser in den Trog, fuhr das Essen aufs Feld, kehrte den Hof und fand immer was zum Nageln und Hämmern. Die Großmutter paßte auf die kleinen Kinder auf, half in der Küche, putzte Gemüse und Salat, schälte Kartoffeln usw. Nachmittags stopfte sie Strümpfe und Socken, besserte Wäsche aus. Im Winter strickte sie für die ganze Familie, manchmal spann sie auch Wolle. Die Großeltern machten sich nützlich und hatten das Gefühl, noch gebraucht zu werden.

Wenn es irgendwie möglich ist, sollte vermieden werden, die alten Leute in ein Altersheim abzuschieben. Das sind unsere Leute von zuhause her nicht gewohnt! Wer war in Franzfeld auch in einem Altersheim? Die konnte man an den Fingern abzählen! Eines der Kinder sollte es ermöglichen, eine größere Wohnung zu bauen oder zu erwerben, in welcher auch noch ein Zimmer und eine kleine Küche für die Eltern vorhanden ist. Man hört oft sagen: »Eltern können sieben Kinder großziehen, aber sieben Kinder können manchmal nicht für ihre Eltern aufkommen.« Unsere alten Leute finden sich in einem Altersheim »abgeschoben, losgesagt, zu nichts mehr brauchbar, unnütz auf der Welt!«

Alte Leute sind für Aufmerksamkeiten und kleine Geschenke außerordentlich dankbar und empfänglich. Wenn sie eine eigene Wohnung haben, sollten sie die Kinder öfter besuchen, auch die Enkelkinder sollten angehalten werden, öfters bei den Großeltern hereinzuschauen, wenn es auch nur für einige Minuten ist.

Das kleinste Geschenk werden sie voller Freude und Begeisterung in ihrem Bekanntenkreis herumzeigen: »Das hat meine Tochter gemacht, und dies mein Enkelsohn oder die Enkeltochter. Überaus begabte Kinder, die werden einmal sehr tüchtig werden!« Die Eltern bzw. Großeltern sollte man manchmal zum Kaffee, zum Mittagessen oder zu einer Spazierfahrt einladen. Wenn sie nicht mehr mit dem Bus fahren können, sollte man mit ihnen gelegentlich einen Besuch bei Verwandten machen. Ja nicht den Geburtstag der Eltern bzw. Großeltern vergessen! Dies würde man sehr übelnehmen!

Wenn du deiner Mutter einen Kuchen bringst und sagst: »Der isch mr awr vebrennt«, so wird dieselbe mit Sicherheit sagen: »Der isch doch gar net vebrennt, er isch nummr a bißl hart backe.« Wenn die Großmutter keinen Zahn mehr im Munde hat, so wird sie mit den Kieferleisten den harten Kuchen beißen, sie bekommt ihn aber hinunter. Nachher wird sie mit Bestimmtheit sagen, daß ihr der Kuchen gut geschmeckt hat. Für alle Fehler und Vergehen der Kinder, und noch mehr der Enkelkinder, finden die Eltern und insbesondere die Großeltern eine Entschuldigung bzw. eine Rechtfertigung. Säuft der Sohn, so wird es stets heißen: »Das macht er aus Sorgen und Kummer!« Ist die Tochter ihrem Manne untreu, so heißt es mit Bestimmtheit: »Das hat sie nur gemacht, weil ihr Mann so grob mit ihr ist und weil er ihr keine Liebe entgegenbringt.«

Tödlich beleidigt kann deine Mutter bzw. Großmutter sein, wenn sie bei dir – gelegentlich eines Besuches – ein Stück Kuchen vertrocknet im Buffet oder gar im Mülleimer vorfindet, welchen sie dir vor Tagen mitgegeben hat und von welchem du behauptet hast, daß er dir so gut schmeckt. Ebenso beleidigt wird sie sein, wenn die Tochter, Schwiegertochter oder das Enkelkind den Schal oder die Mütze nicht trägt, welche sie mit viel Liebe und Hingabe gestrickt hat.

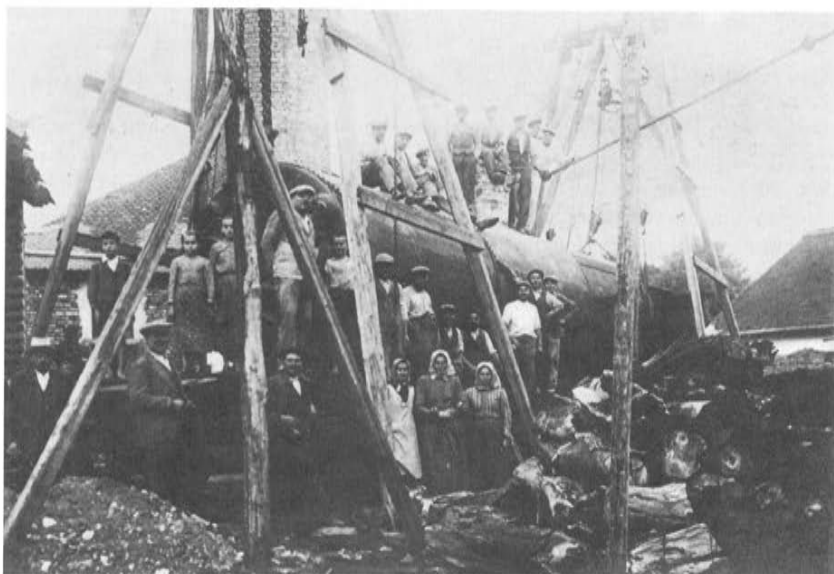
Alte Leute benötigen viel Liebe und Einfühlungsvermögen. Nie sollst du mit den Worten »I hab kai Zait, i muß glei wiedr geh« sie besuchen. Wenn du sie besuchst, so sollst du auch Zeit für sie haben. Erzählen sie dir etwas, welches sie dir schon fünf mal erzählt haben, so höre ihnen aufmerksam zu und stelle dich so, als wenn du die Geschichte zum ersten Male hören möchtest. Ihren Zustand der Verkalkung sollst du als Krankheit betrachten, nie unwillig werden, nie deinem Unmut Ausdruck verleihen! Bedenke immer, daß du auch mal alt wirst!

Der alte Direktorlehrer Lemle erzählte uns mal nachfolgende Geschichte: Der Großvater, welcher in Hausgemeinschaft mit der Familie lebte, war schon alt, gebrechlich und zittrig. Öfter fiel ihm ein Teller aus der Hand, welcher selbstredend zerbrach. Die Tochter und der Schwiegersohn besprachen, dem Großvater einen Holzteller zu kaufen, den er nicht zerbrechen konnte. Ab nun aß der Großvater aus dem Holzteller.

Eines Tages trafen die Eltern ihren kleinen Sohn an, wie er mit seinen kleinen, ungeschickten Händen mittels eines Messers an einem Stück Holz schnitzte.

Sie fragten ihn interessiert: »Was machst du denn hier Kind, was soll denn daraus werden?«

Das Kind antwortete ganz unbefangen: »Ich schnitze an einem Holzteller, den bekommt ihr von mir, wenn ihr alt werdet!«



In der Alten Mühle von Michael Müller um 1937: Verladen eines Dampfkessels. Links im Bild der Mühlenbesitzer.



Im Hinterhof bei Matthias Gebhardt (Haus Nr. 144) im Jahre 1928. Vorne rechts ein Ehepaar aus Deutschland.

Lukutate

Von Franz Feld

Mein Freund Anton ist Schwabe. Bukowinaer. Das ist wichtig. Nicht nur weil er der Landsmann so vieler anderen Bukowinaer ist. Auch so. Die Bukowina-Schwaben nehmen nämlich in der Welt vor allen anderen Schwaben eine Vorzugsstellung ein: wird der normale Schwabe mit vierzig klug, so haben die Bukowinaer – nach der Entdeckung eines ihrer Größten – das Vorrecht, das Klugwerden erst mit dem Fünfzigsten über sich ergehen lassen zu müssen.

's ist das ein Vorzug; freilich, wem das Nochnichtklugsein weh tut, der muß sich 10 Jahre länger mit den Schmerzen herumschleppen.

Freund Anton hatte das bukowinische Schwabenalter noch nicht erreicht, dennoch quälte ihn eine Sehnsucht, ein brennender Wunsch: um 30 Jahre jünger zu werden; noch einmal 19 1/2 zu sein. Dafür wollte er mit Freuden alle seine Schulden, seine in Ehren ergrauten Haare und noch etwas drangeben. Lange sann er dem Geheimnisse der Verjüngungsmöglichkeit nach, ohne ihm auf die Spur zu kommen.

Nun fiel ihm jüngst eine Zeitschrift in die Hand; eine der vornehmeren im Reiche. Und da stach ihm ganz zufällig ein Aufsatz in die Augen. »Das Verjüngungsproblem gelöst?« hieß es. Es war der Bericht eines freiherrlichen Reisenden und Forschers über die Erfahrungen, die dieser in Burma gemacht, allwo die Beere »Lukutate«, die von Elefantengreisen gesuchte, Blut- und Geschlechtsdrüsen verjüngende, Leber entgiftende, herzstärkende Beere Lukutate wächst.

Und diese Nachricht erfüllte Antons Herz mit namenlosem Jubel. Warum sollte es grad ihm nicht gelingen, in den Besitz dieser Wunderbeere zu gelangen?! Dann war seine Sehnsucht: um 30 Jahre jünger zu werden, erfüllt. – Und fest stand's in ihm: er mußte die Beere Lukutate erreichen. Sie wächst am Himalaya – noch nicht einmal ganz in Montblanchöhe. Im Zeitalter der Luftschifferei wird dahinzugelangen doch kein Zauberstück sein!

Auf den Schwingen der Sehnsucht und in einem Wagenabteil der dritten Klasse des Personenzuges fuhr daher Anton von Graz, seinem ständigen Aufenthaltsort, aus, gen Wien. Da hoffte er Anschluß zu finden an holzflößende Slowaken und so auf billige Weise ans Schwarze Meer zu kommen und von da an bis Indien – Gott ja, im Zeitalter der Fliegerei. –

Im Bahnwagen machte Anton die Bekanntschaft eines Herrn, der, obgleich er dritter Klasse fuhr, sehr nett, ja geradezu fein aussah. Seiner Sprache nach stammte er aus Sachsens gesegneten Gefilden. Er erkannte in Anton natürlich sofort den Gebildeten und ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein; im Laufe desselben fragte er auch nach Zweck und Ziel der Reise des Fahrgegnossen. Anton hielt damit nicht hinterm Berg. Zwar staunte der biedere Dresdner nicht wenig, als er hörte, wohin der andere wolle. Als er ihm jedoch das Wörtlein »Lukutate« nannte, erstrahlte sein Gesicht in schier überirdischem Glanze: »Sie haben das

Richtige erwischt junger Mann«, rief er begeistert. »Nur, daß Sie darum noch lange nicht die immerhin einigermaßen unbequeme und zeitraubende Reise nach dem Himalaya zu machen brauchen!«

Und er zog aus seinem Reisekoffer eine schwere schwarze Mappe. Sie war mit Drucksachen bis zum Rande gefüllt. Die hielt er meinem Freunde Anton unter die Nase.

»Unsere Firma – allererstklassigstes Haus! – hat sofort nach dieser epochemachenden Entdeckung ihren Einkäufer nach dem Himalaya gesendet und sich ein paar Dutzend Waggons dieser merkwürdigen Beere postwendend zusenden lassen. Und nun stellen wir her: Lukutate-Suppenwürfel, Lukutate-Wein, Lukutate-Gesälze, Lukutate in tausend Formen zum Heile der sich bejahrenden und doch jung-bleiben-wollenden Menschheit. Alles zu konkurrenzlosen Preisen. Ich offeriere Ihnen ein Probepaket unserer welterneuenden Präparate – und obgleich alles staunend billig ist, bin ich dennoch bereit, Ihnen noch einen extra Rabatt zu gewähren. Ich führe übrigens stets Proben dieser Wunderbeere mit mir. Sehn Sie doch nur mal.«

Er zog eine Tüte aus der Tasche; eine gewöhnliche Tüte – dennoch war sein Gesicht verklärt, wie das des frommen Simeon, als er das neugeborene Jesuskind auf den Armen halten durfte. Er bot sie Anton.

Wonneshauernd griff der nach einer der kleinen, schwarzen, vertrockneten Beeren und steckte sie mit dem Gefühle, sich nun wenigstens um eine halbe Woche zu verjüngen in den Mund. Dabei kam ihm ihr Geschmack fatal bekannt vor; er griff nach einer zweiten: sie schmeckte wie die erste.

»Hören Sie, mein Allergutester«, sprach Freund Anton zu dem netten, ja feinen Mann aus Dresden. »Diese Lukutate schmecken aber genau so wie bei uns zu Lande die Hollerbeeren.«

Wieder erstrahlte das Gesicht des sächsischen Biedermannes in feiertäglichem Glanze: »Nu ehm, nu ehm! Lukutate heest's ehm auf Himalaya'sch, auf deutsch heest's ehm: Holler.

»Un' sehn Se – das ist ehm die ganze Verjüngerei: Holler, Holler, Holler ...«

Bevölkerungsbewegung in Patschowa und Umgebung

Ein Zeitungsbericht des »Pančevac« von 1985

Vorbemerkung

Nachstehend bringen wir in Übersetzung Auszüge aus einer Artikelserie der Zeitung »Pančevac« (Der Patschowaer) Folge 1 bis 3/1985, die Prof. Miloš Ratković unter der Überschrift »Demographische Bewegungen in Pančevo und Umgebung« verfaßt hat, und die unseren ehemaligen Heimatort Franzfeld aus der Sicht der heutigen Machthaber zum Gegenstand haben. Aufschlußreich ist die Tatsache, daß alles verschwiegen wird, was nach der »Befreiung« (1944) unseren Franzfeldern angetan wurde. Von Arbeits- und Vernichtungslagern, Zwangsarbeit, Verschleppung nach Rußland und anderem mehr wird nichts erwähnt. »Nach der Befreiung übersiedelten so ziemlich alle Deutschen aus diesem Dorf nach Deutschland«, heißt es treuherzig und unbeschwert an einer Stelle in dieser Artikelserie. Verschwiegen wird das unermessliche Leid, die grenzenlose Erniedrigung, die völkerrechtswidrige Enteignung und Versklavung der Deutschen in Franzfeld und in den anderen deutschen Ortschaften Jugoslawiens nach 1944. Dennoch scheint manches an den Schilderungen der heutigen Zustände lesenwert, weswegen wir diese Auszüge zwar leicht gekürzt aber wortgetreu wiedergeben.

Die Übersetzung aus dem Serbokroatischen ließ Landsmann Johann Schindler anfertigen.

Kačarevo – eine städtische Siedlung

Das Dorf wurde in der Lößebene von Pančevo aufgebaut und liegt zwischen den Orten Pančevo (12,5 km), Jabuka, Crepaja und Banatsko Novo Selo in der Pannonischen Tiefebene.

Es wurde von den seinerzeitigen Grenzbehörden noch vor der Ansiedlung planmäßig aufgebaut und in rechtwinkliger Form angelegt. Alle Straßen schneiden sich im rechten Winkel. Bis zum Jahre 1979 wurden 90 v.H. der Straßen asphaltiert und es war geplant, daß Ende des erwähnten Jahres auch die restlichen Teile (Straßen) asphaltiert werden, was hoffentlich auch geschehen ist. Die Gehwege haben einen harten Unterbau und es war vorgesehen, daß bis zum Jahre 1980 auch die übrigen Gehwege solchen Belag bekommen. In jeder Straße wurden Baumreihen (4800 Bäume) mit Linden, Platanen, Schwarz- und Weißbuche, und einige Nadelbäume angelegt. Zwischen dem Gehweg und dem Fahrweg gibt es vor jedem Haus Grasflächen, manchmal auch echte Blumengärten mit verschiedenen Blumenarten.

Prioritäten in der Gemeinde

In der Ortschaft befindet sich ein schön angelegter Park mit einer Fläche von 1,5 Hektar. Das Dorf hat auch einen Marktplatz (»pijaca«) von 10 Ar. An Sportanlagen gibt es einen Fußballplatz, zwei Handballplätze, einen Basketballplatz sowie einen Turnsaal mit 422 Quadratmetern Nutzfläche für die sportliche Ausbildung. Dieses Dorf wurde im Jahre 1924 elektrifiziert, es war daher das erste Dorf im südlichen Banat mit elektrischer Beleuchtung. Das Wasserversorgungsnetz wurde im Jahre 1972 in einer Länge von 2,5 km mit 89 v. H. der Anschlüsse errichtet.

Zur Zeit der Gründung der Siedlung gab es, ausgenommen die staatlichen Häuser, nur mit Lehmziegel erbaute typische Grenzer-Häuser, die später mit breiter Front gebaut wurden. Die Lehmziegel wurden dann durch gebrannte Ziegel und das Stroh und Schilf durch Dachziegel ersetzt.

Das einzige Haus, das historische Bedeutung hat, ist das Gebäude, in dem die »Mesna zajednica« untergebracht ist. An der Decke und an den Wänden findet man Arbeiten eines unbekannten Malers (Anm.: Es sind die Arbeiten des Wiener Malers Franz Hochschartner), die Episoden aus der Ansiedlungszeit der Deutschen zeigen.

Alle Häuser sind geweißelt und schauen schön aus. Dieses Aussehen hatten sie auch schon früher (in der Vorzeit).

Das Dorf ist auch auf der kommunalen Ebene eine schön geordnete Siedlung unter den Siedlungen der Gemeinde Pančevo und zählt sicherlich zu den führenden (ländlichen) Dorf-Siedlungen der Wojwodina.

Dem muß noch hinzugefügt werden, daß sich diese Ansiedlung vor dem Krieg noch durch zahlreiche Industrie-Betriebe (Textil, Weberei, Seiden, Salami, Schuhe, zwei Mühlen, Eisengießerei und Wollspinnerei) hervorgetan hat. Im Dorf gab es sechs Gasthäuser (in einem war das Kino untergebracht), außerdem 14 Handelsgeschäfte und mehr als 100 Gewerbebetriebe.

Die Verkehrsverbindungen sind gut. Das Dorf liegt an der Bahnlinie Pančevo-Zrenjanin. Durch eine Asphaltstraße ist es mit Pančevo und Beograd verbunden.

Historischer Name

Der Name ist Geschichte des Dorfes: Bei der Gründung bekam das Dorf den Namen *Franzfeld* nach Franz Josef II. Zur Zeit der ungarischen Herrschaft wurde der Name in *Ferenchalom* geändert und nach der Befreiung von Österreich-Ungarn in *Kraljevičevo* umbenannt, dann während der Zeit der Okkupation wurde wieder der frühere Name *Franzfeld* eingeführt. Nach dem letzten Krieg wurde im Jahre 1948 der Name *Kačarevo* nach dem Volkshelden *Svetozar Kačar* (Kača in Bosanska Krajina) eingeführt. Den Namen haben die aus derselben Gegend stammenden Zusiedler bestimmt.

Die Gründung der Siedlung steht im Zusammenhang mit dem Plan Josef II., von *Opovo* bis *Kovin* neun neue Dörfer zu gründen. In dieser Anzahl von Dör-

fern war vorgesehen, dieses Dorf auf dem heutigen Gebiet zu gründen. Der Plan wurde zur Zeit seines Nachfolgers, Leopold II., gefaßt und im Jahr 1792 wurden dann 100 Häuser gebaut und in diese deutsche Einwanderer evangelischen Glaubens aus Württemberg, Baden, Durlach, Breisgau, der Schweiz und Elsaß-Lothringen angesiedelt. Im Jahre 1802 kam es zur Ansiedlung von deutschen Familien aus Süddeutschland. (Jankulov B., Übersicht über die Kolonisation der Wojwodina im 18. und 19. Jh., Matica Srpska, Novi Sad, 1962, Seite 43).

Von der Gründung des Dorfes bis zum Zweiten Weltkrieg gab es in *Kačarevo* keine demographischen Veränderungen, weder in der Zahl noch in der nationalen oder beruflichen Struktur. Unter Berücksichtigung dessen, daß der natürliche Zuwachs beachtlich war, entstand ein Bevölkerungsüberschuß. Aussiedlungen gab es wenig, und diese waren normal. Nach der Befreiung übersiedelten so ziemlich alle Deutschen aus diesem Dorf nach Deutschland. Nach der Volkszählung des Jahres 1921 waren von 4450 Einwohnern 97,37 v.H. Deutsche. Durch ihre Aussiedlung wurde die materielle Basis sowie die Notwendigkeit der wirtschaftlichen Aktivierung für eine neue Kolonisation gegeben.

Woher kommen die Kolonisten?

Mitte des Jahres 1945 wurden einige Familien aus der Crna Gora und Dalmatien angesiedelt. Diese Familien wurden nach dem Ersten Weltkrieg in Mazedonien angesiedelt und während des Krieges von dort vertrieben. In diesem Jahr siedelten sich ziemlich viele Familien aus Bosanska Krajina, der Herzegovina, Crna Gora, Lika, Banija, Kordula, den östlichen Teilen Bosniens und Istrien an. Die meisten Familien (37) kamen aus Bosanska Krajina. Etwas später kamen Kolonisten aus dem westlichen Teil Serbiens, der Šumadija und der Wojwodina. Die meisten von diesen wurden zwischen den beiden Weltkriegen in Kosovo und Metohija angesiedelt, sie mußten aber während des Krieges wieder wegziehen. Nach der Volkszählung vom Jahre 1961 waren in *Kačarevo* 226 Bewohner gebürtig aus Kosovo und Metohija.

Ende 1946, dann im Jahre 1947 und Anfang des Jahres 1948 kam es zu der zahlenmäßig größten Ansiedlung in *Kačarevo*. Diese Ansiedler stammen hauptsächlich aus verschiedenen Gebieten Mazedoniens. Damals wurden 330 Sippen bzw. 476 Familien angesiedelt. Die meisten (252) kamen aus der Gegend von Kriva Palanka. Das sind 48,73 v. H. von der Gesamtzahl der angesiedelten Mazedonier. Von den übrigen Gebieten Mazedoniens stammen aus:

Titov Veles	30 Sippen,	39 Haushalte
Poreč	28 Sippen,	37 Haushalte
Kumanovo	25 Sippen,	28 Haushalte

Die anderen Gebiete sind mit weniger als 20 Familien vertreten.

Für 45 Familien konnte die Herkunft nicht festgestellt werden.

In derselben Zeit wurden auch 11 Familien aus der Umgebung von Korča (Albanien) angesiedelt.

Die Ursachen der Ansiedlung

Die Gründe für die Ansiedlung von Kolonisten in diesem Dorf waren verschieden. Einige Familien aus Bosnien, der Lika, Banija und Kordun, die unter den ersten Ansiedlern waren, kamen aus der Reihe der Teilnehmer des Nationalen Befreiungskampfes (»NOB«). Diese Familien, die zwischen den beiden Weltkriegen in Mazedonien und Kosovo angesiedelt wurden, bekamen diese Ansiedlungsmöglichkeit als eine Art Kompensation für den während des Krieges verlorenen Besitz.

Die Einwanderer aus Mazedonien waren hauptsächlich arme Landwirte, überwiegend Viehzüchter, es gab aber auch Tagelöhner. Zu dieser Einwanderung wurden sie durch die schlechte wirtschaftliche Lage und dem Streben nach einem besseren Lebensstandard getrieben.

Die Kolonisten fanden in Kačarevo sehr wenige Haushaltungen (Familien) vor. Diese stammten aus verschiedenen Nationalitäten: Deutsche (3), Rumänen (3), Serben (2), Ungarn (2), Slowaken (2), Slowenen (1), Bulgaren (1), Juden (1) und Tschechen (1). (Dr. Jovan P. Trifunovski, Über die Ansiedlung der Bevölkerung aus der Volksrepublik Mazedonien in den drei Banater Dörfern – Jabuka, Kačarevo und Glogonj – Matica Srpska, Novi Sad, S. 32–36).

Die Nähe der städtischen Siedlungen *Pančevo* und *Beograd*, die guten Verkehrsbedingungen sowie auch die rasche Entwicklung dieser Städte in der Nachkriegszeit zog viele Einwanderer aus allen Gebieten des Landes nach *Kačarevo*. Doch die meisten kamen aus den Haupt-Aussiedlungsgebieten, wobei die schon angesiedelten »Kolonisten« durch entscheidenden Einfluß mitgeholfen haben, den zukünftigen Ansiedlern Bau- und Arbeitsplätze zu verschaffen. Nach den Unterlagen aus dem Jahre 1972 waren aus Kačarevo 1960 in Pančevo, 1188 in Beograd, aber nur 560 in Kačarevo selbst beschäftigt.

Ökonomische und gesellschaftliche Verhältnisse

Die wirtschaftliche Lage der Einwohner in Kačarevo (Anm.: Der Schreiber meint hier die deutschen Einwohner von Franzfeld) war im Durchschnitt sehr gut. Es ist bekannt, daß sie die Felder in zeitgemäßer Art bearbeitet haben, besonders aber waren sie als Schweinezüchter berühmt. Man sprach darüber, daß nicht ein Deutscher aus diesem Dorf – soweit man sich erinnert – auch nur ein Kilogramm Kukuruz verkauft, sondern die ganze Ernte zur Mast verwendet hat. Es gab Jahre, in denen bis zu 500 Waggon Schweine verkauft wurden.

Die Siedlung hat sich auch durch verschiedene Betriebe (Industrie, Handwerk, Handel und Gasthäuser) ausgezeichnet. Dennoch, besonders wichtig war aber die Volksbank, die die wirtschaftlichen Unternehmungen dieses Dorfes finanziert hat.

Die neuen Einwohner, sowohl die Landwirte als auch die anderen, haben sich in der neuen landwirtschaftlichen Umgebung gut zurechtgefunden. Nach einer durchgeführten Enquete (Untersuchung) wurde festgestellt, daß die wirtschaftli-

che Lage der Mehrheit der Bevölkerung gut ist und daß es wenig Arme gibt. Die Mehrheit der Landwirte hat sich gleich nach ihrer Ankunft der Genossenschaft (Zadruga) angeschlossen, was sich auf ihre Eingliederung in die neue Umgebung positiv ausgewirkt hat. Durch die gute wirtschaftliche Lage war es möglich, beträchtliche finanzielle Mittel aus dem Ertrag für kommunale Einrichtungen in Kačarevo und zur Schaffung eines besseren Lebensstandards zu verwenden.

Die gesellschaftliche Beziehungen unter den Zusiedlern waren von Anfang an gut, was sich auch durch die Schließung von Mischehen zeigt. Die meisten Mischehen wurden zwischen Serben und Mazedoniern geschlossen, was auch verständlich ist, da diese beiden Nationalitäten am zahlreichsten vertreten sind. Sehr selten kam es vor, daß sich jemand aus seiner Urheimat eine Braut holte.

Die ethnische Anpassung der mazedonischen Zusiedler war sehr gut. Dies zeigte sich durch Annahme der serbischen Sprache und der Hauswirtschaft sowie der Hinzufügung des »ić« an den Familiennamen. Es gab auch eine beachtliche Vermischung mit Serben. Schon im Schuljahr 1955/56 besuchten nur wenige Schüler die in mazedonischer Sprache geführte Schule.

Die Nähe von Pančevo und Beograd ermöglichte es der Jugend, sich auch in nicht landwirtschaftlichen Berufen auszubilden. Diese Nähe beeinflusste auch Veränderungen in den Lebensgewohnheiten hinsichtlich Kleidung, Ernährung und Wohnung, so daß das Dorf immer mehr den Charakter einer städtischen Siedlung bekam. Diese Veränderungen übernahm zuerst die Jugend und später dann auch die Älteren, obwohl es am Anfang drastische Beispiele von Anpassungsschwierigkeiten und Beziehungen zum Neuen gab. Als Beispiel führen wir das Herausnehmen des Parketts an, das angeblich herausgenommen wurde, damit die Kinder nicht ausrutschen und sich nicht verletzen. (Anm.: Die in unseren Häusern durchweg vorhandenen Holzfußböden wurden herausgerissen und als Brennholz verwendet, weil die »Kolonisten« so etwas nicht kannten.)

Einwohnerzahlen

Gemäß der Volkszählung vom Jahre 1921 gab es im Dorf 4450 Einwohner. Davon waren 97,37 vo.H. Deutsche. Es war das nach der Nationalität homogenste Dorf im Vergleich mit anderen Dörfern der Umgebung.

Nach dem Krieg, im Jahre 1948 hatte Kačarevo	5044 Einwohner
1953	5889 Einwohner
1961	7792 Einwohner
1971	8088 Einwohner
1981	8268 Einwohner.

Die Sterblichkeit der Bevölkerung war relativ gering, was beweist, daß die veränderten klimatischen Bedingungen auf die Gesundheit der Zusiedler keine besonderen Einflüsse hatten. In der Zeit von 1946 bis 1977 starben von 273 Haushalten 97 Personen, von denen jeder Dritte älter als 60 Jahre war.

Die Haushalte haben heutzutage allgemein weniger Mitglieder. Die Volkszählung vom Jahre 1981 ergab 3,6 Mitglieder je Haushalt.

Der Durchschnitt bezüglich der Kinder ergab 2 Kinder pro Haushalt, was aufzeigt, daß auch in diesem Dorf schon Familienplanung herrscht. Die Altersstruktur ist ebenfalls sehr zufriedenstellend, die beste im ganzen Kreis Pančevo!

In der nationalen Struktur führen die Serben und die Mazedonier. Nach der letzten Volkszählung gab es: Serben 3594 (= 43,52 v.H.), Mazedonier 3205 (= 38,81 v.H.), Montenegriner 175, Kroaten 45, Muselmanen 35, Albaner 13, Russinen 2, Bulgaren 8, Juden 1, Ungarn 36, Deutsche 10, Roma 6, Rumänen 4, Slowaken 17, Jugoslawen 1060, Unbestimmte 10 und Sonstige 15.

Nach der beruflichen Struktur gibt es: Industriearbeiter 36,36 v.H. und Bauarbeiter 45,95 v.H.

Bis zum Krieg (Zweiter Weltkrieg) war das Dorf überwiegend ein landwirtschaftliches Dorf. Schon im Jahr 1971 gab es nur mehr 21,20% in der Landwirtschaft Beschäftigte, womit diese Siedlung die Eigenschaften einer ländlichen Siedlung verloren hat. Nach der Volkszählung vom Jahre 1981 wurde diese Siedlung als städtische Siedlung eingereiht.

Wieder ist, wie bald! wie bald!
Mir ein Jahr dahingeschwunden.
Fragend rauscht es aus dem Wald:
»Hat dein Herz sein Glück gefunden?«

Lenau

Eine Weihnachtsgeschichte

Von Wolfgang Gleich

Dröhnend beißen sich die Bohrhämmer in das Gestein, von den Bohrsäulen vorangetrieben. Wenn die Bohrstange bis zur vorgesehenen Tiefe in die Ortsbrust eingedrungen ist, stellt der Hauer die Luftzufuhr für die Bohrsäule ab und zieht den Bohrhämmer zurück, um gleich darauf ein neues Loch anzubohren. Vier Mann sind vor Ort tätig, vier erfahrene Vortriebsleute. Jeder von ihnen bohrt einen Teil der Sprenglöcher: Engelbert, der Ortsälteste, bohrt den Ausbruch, zwei Mann die Kranzlöcher und der vierte die Sohllöcher. Pausenlos dröhnen die Bohrhämmer, fließt das Wasser durch die Bohrstangen an die Bohrlöcher und in die Strecke. Die pneumatische Ortslampe und die Grubenleuchten der Bergleute erfüllen die Szene mit diffusem Licht.

Auch wenn sie ein eingespieltes Team sind, haben sie keine Minute zu verlieren. Um vier Uhr ist der Sprengmeister bestellt, bis dahin müssen alle Löcher gebohrt und ausgeblasen sein. Um halb fünf ist die Sprengung schließlich wie üblich und ohne Probleme über die Bühne gegangen, jetzt ziehen sie die Vorhängeschienen vor und sichern den neuen Streckenteil, während der vierte Mann bereits beginnt, das Haufwerk auf den Streckenpanzer zu laden. Der Streckenpanzer füttert den Bergebrecher, dieser wieder spuckt rumpelnd die zerkleinerten Felsbrocken auf das Förderband. Die vier müssen sich beeilen, das Gedinge treibt sie bis zur Erschöpfung an. Mit geübten Handgriffen wird der Streckenbau gestellt und mit Verzugsmatten und Bergebrocken hinterbaut, bald ist die Schicht verfahren, und wenn sie nicht rechtzeitig fertigwerden, müssen sie solange bleiben, bis sie eben fertig sind. Endlich, um halb neun wird die Ortsbrust berissen und das Ort geputzt, die letzte Arbeit für diesen Tag.

Da nähert sich ihnen plötzlich der Bergwerksdirektor. Begleitet vom Fahrsteiger und ihrem Steiger ist er den Querschlag heraufgekommen. Die drei schauen sich eine Weile den Ausbau und das Ort an (es sieht aus wie immer, eine schwarze, dunkle und düstere Welt, voller Hitze, Staub, Lärm, Schweiß und Flüchen), dann sagt der Bergwerksdirektor zu den vieren: »So, hört auf für heute. Ihr seid ja soweit fertig. Hier habt ihr ein paar Bier- und Vespermarken, schließlich ist heute Heiligabend. Gönn't euch nachher in der Kaffeeküche ein Vesper auf Kosten der Grube.« »Ja«, sagt Engelbert, »heute ist Heiligabend. Aber ich will doch verdammt sein, wenn ich bisher etwas davon gemerkt habe. Diese verfluchte Strecke, sieben Tage in der Woche stehe ich bis zu den Knien im Wasser und schlage mich mit ihr rum. Mein Sohn hat mich die ganze Woche noch nicht gesehen, morgens ist er in der Schule, wenn er mittags kommt, geh' ich auf Schicht, und wenn ich abends endlich daheim bin, ist er schon im Bett.«

»Da kann man nichts machen«, antwortete der Fahrsteiger, »bei mir ist es auch nicht anders. Aber da wir nun mal hier unten unsere Kohle verdienen, muß man damit leben, oder, Engelbert? Bei deinem Vater ist es doch schon so gewesen.«

Die drei Besucher wünschen noch ein frohes Weihnachtsfest, verabschieden

sich mit »Glückauf« und Handschlag, dann machen sie sich auf den Weg. Heute Abend wollen sie jedem Mann, der unter Tage arbeitet und sich durch das Gedärm der Erde wühlt, frohe Weihnachten wünschen. Die vier bleiben allein zurück. Engelbert schaltet den Grubenlüfter und die Ortsbeleuchtung aus, die anderen räumen noch schnell das Gezähe weg, dann setzen sie sich auf die Gezähekiste, keiner von ihnen spricht ein Wort. Während das Gemisch aus Schweiß, Wasser und Öl auf ihrer Haut und in den Kleidern trocknet, ruhen sie sich ein wenig aus und lauschen der Lautlosigkeit, die von der Strecke Besitz ergriffen hat, lauschen den Wassertropfen, die von der Firste fallen, den herumhuschenden Mäusen, dem Gezirpe der Grillen. Sie lauschen den Seufzern der mißhandelten Erde, dem mannigfaltigen Geflüster der Grube. Sie löschen ihre Grubenlampen bis auf Engelbert, allein der dünne Finger seines Geleuchts durchdringt die allesumfassende, absolute Dunkelheit. Er holt eine Flasche Schnaps aus seiner Vespertasche und läßt sie rumgehen. Sie kauen und schnupfen Tabak, trinken Schnaps und beginnen zu reden. Engelbert erzählt von seinen fünf Töchtern und seinem Sohn, auf den er besonders stolz ist. Hannes von seiner Frau, mit der er seit drei Monaten endlich verheiratet ist. Bernd erzählt von seinen Eltern. Seltsam, seit fast zwei Jahren arbeiten sie nun zusammen, vertrauen täglich aneinander das Leben an, aber bisher haben sie noch nie so miteinander geredet. Jeder denkt nun an seine Liebsten, von denen er durch tausend Meter Erde, Felsen und Gestein getrennt ist. Kurz bevor sie nach Übertage aufbrechen, verstummen die Gespräche, jeder der vier Männer spricht heimlich – damit es die andern ja nicht bemerken – ein stummes Gebet. Es ist Weihnachten und jedem von ihnen wird plötzlich klar, daß das Kind, dessen Geburt sie heute gedenken, jede Schicht mit ihnen verfährt.



Feier der goldenen Hochzeit von Friedrich Wagner und Johanna geb. Fett (Haus Nr. 327) in Linkenheim 1957.

Inhaltsverzeichnis

Abendlicht – Franz Feld	2
Vorwort – Dr. Michael Lieb	3
Allgemeine Angaben zum Kalender	28
Liste der verstorbenen Franzfelder – Andreas Rödler	29
Franz Hein (1901–1986) – Wolfgang Gleich	30
Zum Gedenken an Bischof Franz Hein – Dr. Fritz Hild	32
Franzfelder Pfingsttreffen in Reutlingen – Wolfgang Gleich	35
Georg Hess (1885–1967) – Andreas Rödler und Wolfgang Gleich	42
Meinem Freunde Leutnant Georg Hess – J. Neubauer	44
Notärtswahl in Großschmiedelsdorf – Konrad Jäger	46
Franzfeld und Liebling – zwei Gemeinden mit historischen Namen – Johann Möhler	51
Aufzeichnungen über die Franzfelder Sippe Morgenstern – Andreas Rödler	56
Gedicht des Husaren K.F. Morgenstern vor 180 Jahren	57
Der Balwierlehrbub – Hansjerg Metzger	58
Das Erwachen im Dorfe – Michael Leitenberger	61
E Garwegawl – Matthias Rometsch	62
Die Bank vor dem Haus – Michael Leitenberger	63
Sportklub »Rapid« – Michael Haas	64
Reifen treiben – Erwin Walter Stein	66
Erinnerungen an meine Volksschulzeit in Franzfeld – vum Doktrs-Vettr (Dr. Franz Hild)	67
Klein Erna und der Radiergummi – Dr. Peter Hild	74
Mei Ahrringala – Barbara Kiunke-Stier	77
Die letzte Begegnung mit meinem Lateinlehrer – Hans Stein	80
Von Franzfeld nach Gakowa – Hans Stein	82
Der Lastenausgleich – eine Hilfe zur Eingliederung der Heimatvertriebenen – Leopold Barwich und Johann Schindler	88
Hausbau in Renningen vor vierzig Jahren – H.A.	94
Menschen in Not – Josef Koch	96
Am Anfang waren es 200 Flaschen – Heiner Gestaltmayr	97
25 Jahre FC Reutlingen – Wilfried Obmann	102
Alti Leit were wunderbarlich – vum Doktrs-Vettr (Dr. Fritz Hild)	106
Lukutate – Franz Feld	110
Bevölkerungsbewegung in Panschowa und Umgebung	112
Eine Weihnachtsgeschichte – Wolfgang Gleich	118

